

Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID





*Zu
unserem
Titelbild*

Weihnachten ist das Fest des Lichtes. Licht auf Straßen und Plätzen kündigt das Nahen jener Tage, in denen wir mehr als im Laufe des Jahres uns einander verbunden fühlen als Menschen, die letztlich ein gemeinsames Schicksal tragen. Dieses zu erleichtern durch Verständnis und gegenseitige Hilfe, will uns das Christfest erinnern und ermahnen, und es mag als ein besonders gutes hoffnungsfrohes Zeichen gelten, daß auch innerhalb unseres Werkes hier und da in diesen Tagen eine Kerze angezündet wurde, und im Schein dieses Lichtes doch der eine oder andere daran gedacht hat, wie tröstlich und ermutigend es ist, wenn Menschen um uns sind, die neben allen Sorgen noch ein offenes Ohr, eine helfende Hand haben für die größeren Nöte des Arbeitskameraden, des Nachbarn am Schreibtisch oder an der Maschine. Wie hier auf unserem Titelbild in einem Büro die letzte Kerze des Adventskranzes angezündet wird, deren Schein übergeht in die vielen Lichter auf dem Weihnachtsbaum, so mögen auch unsere Herzen erleuchtet werden zu Verstehen und Hilfsbereitschaft für einander; denn das ist der Sinn dieses Lichtfestes, daß wir unser Menschsein erkennen, daß wir erkennen, wie trostlos das Leben wäre, wenn das Licht der Liebe von Mensch zu Mensch nicht leuchten würde. Weihnacht bringt uns zum Bewußtsein, daß wir von der Geburt bis zum Tode der Hilfestellung des Mitmenschen bedürfen und daß wir selbst Liebe säen sollten, um Liebe zu ernten.

INHALT DIESER AUSGABE

	Seite
An der Schwelle des Jahres	3
Liebe Mitarbeiterinnen, liebe Mitarbeiter! . .	5
Lieber Betriebsrat!	6
Herzliche Grüße an unsere Alten	7
Unsere Werksdruckerei	8
Das Gesicht der Arbeit (Bild)	13
Tagung der BSI-Vertreter in Remscheid . .	14
Unterstützt den Unfallvertrauensmann . .	16
Im Vorbeigehen	17
Arbeitskameraden (Bilder)	18/19
Wir stellen zur Diskussion:	
Die Neugestaltung der Jubilarfeiern	20
Schnell notiert - kurz berichtet	23
Der Salon de la Chimie	24
Das Gesicht der Arbeit - mal anders gesehen	26
Jubilarfeiern	27
Die Wirtschaft am Scheidewege	28
Der bergische Raum und seine Menschen	29
Das neue Buch	31
Als Austauschstudent in Jugoslawien . .	33
Zum Nachdenken	36
Die neue Schallplatte	37
Unsere Jubilare im Januar	39
Familiennachrichten	39
. . . und das meint Struppi	42
Für unsere Frauen	43
Honsberger Kinder bei der Geschäftsleitung	45
Für unsere Kinder	46
Der kleine Mahner (Weihnachtsgeschichte)	47
Zum Jahresschluß	49
O du fröhliche . . . (Weihnachtsgeschichte)	50
Neujahrstrachtung	51

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AN DER SCHWELLE DES JAHRES



Es gehört fast Mut dazu, in diesen dunklen Wochen, die uns an die Schwelle zu einem neuen Jahr führen, mehr zu tun, als einen Rückblick auf das zu halten, was uns im Werk in diesem schicksalsreichen Jahr 1956 an Freuden und Sorgen widerfahren ist. Aber Sie alle werden wissen wollen, was uns bei einem, wenngleich nur vagen Ausblick in die nahe Zukunft bewegt, wie wir uns die weitere Entwicklung unseres gemeinsamen Werkes denken, wenn — politisch die erforderlichen Voraussetzungen erhalten bleiben.

Die BSI steht seit einigen Jahren in einem stetig an Umfang zunehmenden Modernisierungsprozeß. Das ist keine nur auf uns beschränkte Erscheinung. Sie ist vielmehr das Kennzeichen der industriellen Nachkriegswelt und ist in Deutschland nur deshalb besonders auffällig, weil wir infolge der völlig zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse in den ersten drei Jahren nach dem Zusammenbruch mit gefesselten Händen untätig zuschauen mußten, wie die

Welt, vor allem unsere europäischen Nachbarn, darangingen, durch die Verwirklichung umfassender Wiederaufbau-Programme die Wunden des Krieges zu heilen und den Anschluß an den technischen Stand vor allem der USA zu erreichen. Die Gießerei-Industrie hat darüber hinaus eine besonders ins Auge fallende Entwicklung in diesen Jahren durchlaufen: sie steckte, von wenigen Unternehmungen abgesehen, mit ihren Fertigungsmethoden noch ungewöhnlich stark im Handwerklichen. Denken Sie an unsere Sandaufbereitungsanlagen des Jahres 1952, an die Formmaschinen, die noch vor kurzem selbst an den fortschrittlichen Gießbändern von Papenberg standen. Reisen nach England und Schweden, in die Schweiz und die USA haben uns frühzeitig Aufschluß darüber gegeben, was wir zu tun hatten: es war höchste Zeit, „die Wohnung zu renovieren“, wie wir es unlängst in einer Unterhaltung mit dem Betriebsrat bezeichnet haben. Wir befinden uns an der Schwelle des Jahres 1957 mitten in der Erfüllung dieser

Aufgabe. Als Dr. Friederichs am 10. Dezember den Mitgliedern unseres Beirats, der in etwa mit dem Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft verglichen werden kann und dem namhafte und erfahrene Vertreter der deutschen Eisen- und Stahl-Industrie angehören, unsere Arbeitspläne für das kommende Jahr an Hand von Zeichnungen, Diagrammen und Bildern vortrug, konnte er schon während seiner Darlegungen der ungeteilten Zustimmung gewiß sein. Wir sind uns in der Geschäftsleitung des Weges, den wir zu beschreiten haben, zum gegenwärtigen Zeitpunkt ebenso bewußt, wie wir es in den vergangenen Jahren waren. So wie die Durchführung der Pläne früherer Jahre bis in die Einzelheit unsere Erwartungen erfüllt hat, erhoffen wir berechtigt das Gleiche für alle weiteren Modernisierungsabsichten. Beide Werksabteilungen, Papenberg wie Stachelhausen, worden gerade im kommenden Jahr entscheidende Verbesserungen ihrer Arbeitsmöglichkeiten verspüren, zu denen im Jahre 1936 vorab entsprechende bauliche Voraussetzungen geschaffen wurden.

Es geht um die Verbesserung des Fabrikationsablaufs und es geht um die Erleichterung der Arbeitsbedingungen. Das ist wesentlich zu wissen! Denn viele werden hinter den recht beachtlichen baulichen Erweiterungen die Absicht einer Vergrößerung unserer Kapazität vermutet haben.

Freilich hat naturgemäß jede Modernisierung zwangsläufig eine Erhöhung der Kapazität zur Folge. In unseren Planungen stehen aber allein die beiden obengenannten Ziele im Vordergrund. Wir glauben, daß diese selbst auferlegte Beschränkung vernünftig und den Interessen von uns allen auch am dienlichsten ist.

Damit findet indirekt auch die oft gestellte Frage nach unseren Plänen für Loborn eine Beantwortung: vorläufig, aber auch auf längere Sicht gesehen, ist an eine Wiederinbetriebnahme nicht zu denken.

Die älteren Werksangehörigen werden sich noch sehr gut daran zu erinnern vermögen, wie empfindlich die Beschäftigungslage dieser Abteilung auf Schwankungen der allgemeinen Wirtschaftslage reagierte, wie oft Loborn für kürzere oder längere Zeiträume notleidend war. Übrigens würde der Wiederanlauf Investitio-

nen in einer Größenordnung von 12 bis 15 Millionen DM erfordern.

Womit wir bei einem leidigen Kapitel angekommen wären: dem Geldbedarf für die Modernisierung von Stachelhausen, Papenberg und selbstverständlich auch Lindenberg, den finanziellen Aufwendungen, die wir zur Aufrechterhaltung bzw. Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Hilfsbetriebe im Laufe der kommenden Jahre bereitstellen müssen, wobei dem Instandhaltungsbetrieb mit fortschreitender Mechanisierung eine rasch ansteigende Bedeutung zuwächst.

Um es ganz klar und deutlich zu sagen: letzten Endes müssen die erforderlichen Beträge gemeinsam erarbeitet werden; je nach der Entwicklung der konjunkturellen Verhältnisse sind wir aber auf Kredite angewiesen, die Zinsen kosten und so oder anders wieder abgedeckt werden müssen.

Die investierten Gelder belasten somit in erster Linie unsere Kommanditisten, mit denen wir alljährlich in sachlicher Aussprache zu beraten haben, welche Verzinsung ihres Kapitalanteils wir ihnen gewähren können unter Berücksichtigung der vitalen Interessen der im Werk Tätigen, die zumindest in einem Punkt mit den ihren völlig identisch sind: der Notwendigkeit der Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit des Unternehmens, sprich: der Durchführung mehr oder minder umfangreicher Investitionen, die der Modernisierung, der Erhaltung und tunlichst einer Verbesserung der Wettbewerbslage dienen.

Man darf ein wenig überspitzt sagen: „Wer in diesen Jahren des Neubaus der BSI nicht für uns alle ist, ist gegen uns alle, handelt unseren gemeinschaftlichen Interessen zuwider! Wir fordern und erfahren von unseren Kommanditisten ein überdurchschnittliches Maß von Verständnis für die Interessen des Unternehmens.“

Was wir demgegenüber von jedem von Ihnen glauben erwarten zu dürfen, freilich auch zu müssen, ist im Geist unserer Alten eine Selbstverständlichkeit: maßhalten, mitdenken, verantwortlicher handeln — alles mit dem Ziel, den Ertrag des Unternehmens nach Möglichkeit so zu gestalten, daß aus ihm die dringend erforderliche Stabilisierung durch Modernisierung auch im kommenden Jahr gesichert wird.

Dr. Wolfgang Busch

Liebe Mitarbeiterinnen, liebe Mitarbeiter!

Das Jahr schickt sich an, seinem Ende entgegenzueilen. Es war reich an Arbeit, reich an Geschehen - in der Welt, in Deutschland und auch in unserem Werk. Es brachte Erfolg und Enttäuschung, Freuden und Sorgen. Es hätte uns beinahe - Anfang November - einen neuen, in seiner Furchbarkeit kaum zu ermessenden Krieg gebracht.

Wir hatten es längst vergessen, jenes lähmende Entsetzen der letzten Augusttage des Jahres 1939, jenes qualvolle Bangen in den Wochen des Zusammenbruchs im Frühjahr 1945. Nun war beides zugleich unser aller Begleiter in Stunden wortlosen Harrens an jenem düsteren, regenverhangenen Wochenende des 3. und 4. November 1956. Einmal mehr hat jeder von uns empfunden, was es auf sich hat mit dem Pendel des Schicksals, das schwer und hart seine Schläge tut - von dem man nicht weiß, wo es stillstehen mag. So stehen wir alle nun in einer Zeit, über deren Ernst und Schwere sich wohl keiner mehr Illusionen macht. Ungarn und Ägypten haben uns geweckt aus dem schönen Traum eines vornehmlich materiell verstandenen gesicherten Wohlergehens. Budapest und Suez haben das Gewicht bestimmt, das Deutschland hat, dicht an der Grenze oder gar im Niemandsland des weltpolitischen Geschehens unserer Zeit.

Es brach kein Krieg aus, der für uns Untergang bedeutet hätte. Wir dürfen Weihnachten 1956 feiern.

Feiern? Entzünden wir alle die Kerzen an den Weihnachtsbäumen daheim mit stummem Dank dafür, daß Schlimmes, Unvorstellbares an uns vorüberging. Entzünden wir die Kerzen, führen wir die Großen und die Kleinen still heran an unsere Gaben, die Ausdruck schlichten Gutseins und der Dankbarkeit, die Ausdruck unserer Liebe - ja, und auch der Freiheit sind. Unsere Gabe sei getreue Sorge wie zuvor um Ihre Arbeit, unser Werk und auch zu unserem Teil um Deutschland. Unsere Grüße und Glückwünsche für das neue Jahr gelten allen, die uns dabei helfen wollen.

Altkm

Altkm

LIEBER BETRIEBSRAT!

Zum Ende dieses Jahres stehen Sie unmittelbar vor dem Abschluß Ihrer Amtsperiode. Sie haben das Recht, mit Stolz Bilanz zu ziehen: Ihr großer Anteil an der ungestörten Aufrechterhaltung des Arbeitsfriedens trotz manchen „Zündstoffs“ ist unbestreitbar. Wir danken Ihnen für eine allzeit ritterliche Haltung, die Sie auch in den gelegentlich nun einmal unvermeidlichen Streitgesprächen zeigten.

Wir stehen vor ernsten, sehr ernsten sozialpolitischen Problemen, deren Lösung beiderseits des Willens zur Verständigung bedarf. Vergessen wir beide zu keiner Zeit, daß wir alle ausschließlich zum Wohle des Werkes und aller in ihm Tätigen zu wirken haben.

Glückauf


_____

*Herzliche Grüße
an unsere „Alten“*



in dieser vorweihnachtlichen Zeit sind uns inzwischen zur lieben, alljährlichen Gewohnheit geworden. Diesmal freilich sind sie mit einem Gefühl der Erleichterung verbunden. Es waren gar zu ernste, belastende Sorgen, die unser aller tägliches Leben in den vergangenen Wochen überschatteten.

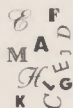
Furchtbares Leid, in das vor allem das deutsche Volk hüben und drüben des Eisernen Vorhanges unvermeidbar hineingezogen worden wäre, ist uns erspart geblieben. Wir haben in jenen kritischen Tagen oftmals gerade auch an Sie gedacht, die doch zum Teil vom Alter gebeugt, von der Krankheit geschwächt, hilflos den Schrecken eines neuen Krieges gegenübergestanden hätten.

Wie sehr wünschen wir Ihnen deshalb gerade nach diesen bedrückenden Erlebnissen den geruhsamen Lebensabend, die rechte innere Ruhe, die Liebe Ihrer Angehörigen und die Achtung Ihrer Umwelt vor der Arbeit Ihres langen Lebens!

Die BSI bleibt Ihnen immer in Treue verbunden. Sie sendet Ihnen Grüße zur Weihnacht und alle guten Wünsche für das kommende Jahr.

Müller

H. Müller



BERGISCHE STAHL-INDUSTRIE HEMSCHIED

BSI

Ausweiskarte

BERGISCHE STAHL WALTZ UND HAMMERWERKE
JULIUS LINDENBERG

Produktionsnachweis der Formerei

Versandmeldung

Vorkalkulation

Zusammenfassung

Überweisung an

Nachkalkulation

Krankenordnung
der Betriebskrankenkasse
der Firma Bergisch

Quittungskarte 195

BSI

Trucknoten

Ausfuhrschein BSI

BSI-Sonntags-Arbeitszettel

Werk Stadelhofen

Lagerkarte

Rechnungs-Eingang

Lehrverordnungsplan

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Rechnungsanhang

Donnerwetter!!! Das letzte Formular!!! — Herr X, Abteilung Y stellt entsetzt fest, daß seine Meldebogen vergriffen sind. Noch fünfzehn Blätter braucht er zum morgigen Termin und kein Stück ist mehr da! Das Schlimmste aber: Die Neuauflage ist noch nicht bestellt!

Was tun? Schon hat er den Hörer in der Hand — dreht 4-2-4 —. Es meldet sich die Werksdruckerei — und dann: „Herr Kampmann, Sie müssen mir sofort helfen! Der Meldebogen Nr. 333 ist vergriffen, und ich brauche dringend fünfzehn Stück zum Termin.“ „Wann haben Sie bestellt?“ fragt man von der anderen Seite. „Leider vergessen!“ tönt's zurück. Die dann folgende Belehrung durch den Druckereimeister hat es in sich. Man sollte sie sich an den Hut stecken. Wenn es dann eben möglich ist, wird „nochmal“ geholfen — man kennt ja die Sachlage zu genau. Deshalb auch der Wandspruch in der Druckerei:

„Unmögliches wird sofort erledigt,
Wunder dauern etwas länger!“

Das ist zwar bittere Ironie und müßte umgekehrt heißen:

Rechtzeitig Bestelltes liefern wir pünktlich — wenn nicht die besagten Querschüsse kommen.

Das „nochmalige Helfen“ stört die Arbeitsplanung der Druckerei und, was das Unangenehmste ist, die pünktlichen Besteller müssen deshalb warten.

Ja, die Formulare haben es in sich, wie das Salz im Haushalt. Es muß nur immer im Topf sein. Das gilt gleichermaßen für die Formulare und deshalb, wen es angeht, der denke immer daran!

A propos Werksdruckerei! Viele unserer Werksangehörigen wissen noch nichts von diesem wertvollen Glied unserer Werks-

BERGISCHE STAHL-INDUSTRIE HEMSCHIED

BSIG

FACTURE

Betriebs- und Geschäftsausstellung vom 31. 12. 1936

Arbeitszettel

Versandnachweis Nr.

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

Arbeitszettel

gemeinschaft. Ihr Wirken liegt nicht im Lärm unserer Produktionsbetriebe. Sie schafft auf ihre Art in einem stillen Winkel des Werkes und ebenso still, wie es der Ernst ihrer Aufgaben erfordert.

Rund 30 Jahre schon erstellt sie den gesamten Drucksachenbedarf des Werkes, der im Wandel der Zeiten und erst recht im Zeitalter der Rationalisierung immer wieder das Gesicht veränderte und den hier Beschäftigten ständig neue Aufgaben gibt. Denn schließlich und endlich: ohne Formulare geht es heute nicht mehr. Überall, wo geschrieben wird, müssen sie da sein. Organisation, Planung, Abrechnung, kurzum, die Verfolgung der betrieblichen Vorgänge ordnen sich über den Formularweg. Erst dieser ermöglicht die systematische und gleichbleibende Darstellung der Verhältnisse und rationalisiert die Lesart der in Zahlen und Worten ausgedrückten Vorgänge. Formulare dienen der gegenseitigen Arbeit von Büro zu Büro und darüber hinaus auch bei uns dem Verkehr mit der Belegschaft.

Weit mehr als tausend verschiedene Vordrucke sind z. Zt. in unserem Werk in Anwendung und laufen mit im Getriebe des Werksgeschehens, taktangebend für die Produktion, als Geistesstützen für das „Viele“, was der einzelne heute, morgen oder übermorgen zu beachten hat, als Niederschriftsmöglichkeit für das Erreichte, seien es Tonnen, Kilogramm, Stunden oder

DM, die Lohn- oder Geschäftsabrechnung und vieles andere mehr.

Es wäre unzweckmäßig, wenn der riesige Formularbedarf des Werkes auswärts gedeckt werden müßte. Unsere Werksdruckerei lebt in und mit dem Werk, kennt die Belange der Organisation und kann am ehesten und ohne große Umstände alle die Druckaufgaben erfüllen, die laufend und im ständigen Wechsel der Verhältnisse erforderlich sind und werden.

Wenngleich der Entwurf der Druckvorlagen nicht Sache unserer Werksdruckerei ist, so gilt dies aber für deren Verwirklichung. Bei der Ausführung prallen die Geister oft und ebenso aufeinander, wie dies bei unseren Modellbauern und Konstrukteuren vorkommen soll. Denn keine Arbeitsausführung steht so streng unter den Gesetzen der Normung (Gott sei Dank) wie die des Druckereigewerbes. Das gilt zwar nicht für den Sinn des gedruckten Wortes, der sich, dem jeweiligen Zweck huldigend, ungestraft in unbegrenzten Toleranzen bewegen darf (leider), aber mit Zeitungsartikeln und schlechter Literatur ist unsere Werksdruckerei nicht beschäftigt. Sie dient der nüchternen Sachlichkeit.

Der Schriftsetzer (persönlich muß er zwar den ganzen Tag stehen) fertigt nach der Druckvorlage die Druckform an. Er gibt dem Erzeugnis das eigentliche Gesicht. Das hört sich einfach an und ist doch nicht so. Er muß rechnen und immer wieder



Setzraum mit den Schriftsetzern Alex Merten (links) und Karl Synek (rechts)



Schriftsetzer Alex Merten beim Zusammenbau einer Schriftform

rechnen. Das Raumvermögen der kleinen Typen ist immer wieder anders, aber der genormte Raum für den Satz begrenzt. Er baut ihn aus fetten und mageren, aus großen und kleinen Buchstaben und Ziffern, je nachdem, wie es gewünscht wird und wie er ihn räumlich unterbringen muß. Die vielen mit Schriftmaterial gefüllten Schubladen seines Setzregals bieten ihm hierbei alle Möglichkeiten, denn seine

Werkzeuge, die Typen, sind immer in Ordnung und immer im richtigen Fach. Ein Blinder muß sich hierin zurechtfinden. So auch der Setzer, der zwar sehend ist, seine Typen aber blind aus den vielen Fächern seines genormten Typenkastens herausgreifen und später wieder einsortieren muß, wobei die Fächer nicht nach dem ABC, sondern, ähnlich wie die Schreibmaschinentypen nach der Anschlaghäufigkeit des einzelnen Buchstabens, griffig geordnet sind. Ohne diese Blindfertigkeit würde er vor seiner Zunft nicht bestehen können.

Der fertige Satz geht an den Drucker weiter, der hierfür den passenden und genormten Druckrahmen hat. Mittels sinnvoller Schließzeuge befestigt er in diesen das aus kleinsten und aller kleinsten Teilchen gebaute Werk des Setzers zu einer kompakten Form, hierbei auf Winkligkeit und genaue Schriftebene achtend. Das ist dann die Druckvorrichtung. Zwischen dem ersten Probeabzug und der endgültigen Druckfreigabe liegt in der Regel der Schwerpunkt seines beruflichen Könnens; denn kein Probeabzug ist einwandfrei, wenn ihn die Augen des Druckers beschauen. Das verwandte Typenmaterial kommt nie aus einem Guß. Oft gebrauchte Buchstaben, Ziffern oder Linien stumpfen mit der Zeit ab oder wurden beschädigt und ergeben Ungleichmäßigkeiten im Druckbild. Schlechte Typen sind dann auszuwechseln oder unebene Stellen mit Papierstreifen zu unterlegen, eine Kleinarbeit mit äußerster Präzision der Gegebenheiten. Glaubt er dann endlich mit seiner



Teilansicht des Maschinenraumes — Im Vordergrund Frau Grete Kohlstadt beim Einlegen



Buchdrucker Paul Braun beim Schliessen einer Druckform



Buchdrucker Theo Lugauer am Heidelberger Druckautomaten

Arbeit vor der höchsten Instanz bestehen zu können, reicht er den ersten guten Abzug an den Korrektor — in unserem Falle dem Meister unserer Druckerei, Herrn Kampmann — zur Begutachtung und Druckfreigabe weiter. Seinen Argusaugen entgeht nichts.

Für das eigentliche Druckverfahren stehen unserer Druckerei sogenannte Heidelberger Druckautomaten zur Verfügung, die das Papier vom Stapel abgreifen, bedrucken und wieder im Stapel ablegen. Für kleinere Auflagen sind besondere Druckmaschinen vorhanden, die in der Papierzuführung von Hand bedient werden, eine typische Frauenarbeit, die unsere Einlegerinnen erledigen. Diese Arbeit wiederum erfordert nicht nur ein sehr feines Fingerspitzengefühl, sondern auch ein gutes Anpassungsvermögen an den Takt der Maschine, da es hier auf den Augenblick ankommt, wobei das Tempo auf „schnell“ steht und genau am Anschlag anzulegen ist.

Für den Druck von Arbeitszetteln, Lohnabrechnungsblättern und solchen Formularen, die immer wieder täglich und in



Karl Kampmann, Meister der Werksdruckerei

großen Mengen im Werk gebraucht werden, steht das vollautomatische „Rotaprintgerät“ zur Verfügung. Auf dieser Maschine wird nicht mittels Typensatz gedruckt, vielmehr werden Metallfolien mit eingezätztem Druckbild verwandt, die wie Schallplatten aufgelegt und „abgespielt“ werden können, wobei die bedruckten Blätter in rasantem Tempo herausfallen.

Wie im Film, so muß es auch hier heißen: „Den Schnitt führte aus — — —“. Bei uns tut dies der Buchbinder.

Öffnen wir ein Formularpaket, so ist das eine Blatt genau so groß wie das andere, und halten wir mehrere dieser Blätter übereinander vor ein Licht, dann decken sich auch Schrift und Linien haargenau. Was würde auch sonst herauskommen — und das ist wichtig —, da in der Regel mehrere Formulare im gleichen Arbeitsgang mittels Schreibmaschine beschriftet werden müssen. Wenn dann trotzdem die Schrift nicht Zeile auf Zeile genau sitzt, liegt dies bestimmt nicht am Formular. Aber das ist nicht alles, was unserem Buchbinder an Arbeit zufällt. Seine eigentliche Berufsbezeichnung sagt dies schon.

So sind auch unsere Einlegerinnen noch mit vielen anderen Aufgaben beschäftigt: Zusammenstellung der Formularsätze, Verleimen, Heften, Blocken, Abzählen und



Frau Elfriede Schneider beim Verleimen der Lohnabrechnungsblätter

Verpacken der Formulare usw. Sie banderolieren auch die Werkszeitung, die allmonatlich zu uns ins Haus kommt.

Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last! Sinn dieser Darstellung soll sein, eine in unserem Gießereibetrieb fremde Berufsart vorzustellen und ihr Schaffen zu beleuchten. Lesen wir eine Zeitung mit ihren fetten Schlagzeilen, den Annoncenteil einer Illustrierten, einen Werbekatalog, oder betrachten wir das, was unsere Druckerei erstellt, so machen wir uns kaum Gedanken darüber, wieviel Überlegung und Einfühlungsvermögen dem fertigen Druckbild vorausgingen. Jede Drucksache ist zweckbestimmt! Man will mit ihr etwas erreichen! Sie muß deshalb nicht nur ein gutes Gesicht haben, sondern vor allem den Leser ansprechen und führen. Mimik und Sprache dieses Gesichtes ist die auf den Zweck abgestellte Aufmachung, die über viele, viele Variationsmöglichkeiten mühevoll gefunden werden muß. Seit Altmeister Gutenberg den Buchdruck erfand, ist dieser aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Die Beherrschung dieses Fachs erfordert aber ausschließlich geschulte Kräfte, die eine harte Lehrzeit nach den Regeln einer jahrhundertealten Zunft absolvieren müssen, und deren höchster Grundsatz lautet:

„Unsere Erzeugnisse sind unsere Visitenkarte!“ —

und eine Visitenkarte muß Gesicht haben. Das wird heilig gehalten wie der Schwur, auch von den Mitarbeitern unserer Werksdruckerei.

Darum: Ein Vivat den Jüngern Gutenberg's!

Erwin Kemper



Buchbinder Günter Bösl an der Schneidemaschine



DAS GESICHT DER ARBEIT

Erwin Budde, Sandaufbereiter in der Kernmacherei Stachelhausen



Karl Heinz Prasse (BSI), Fritz Hochgesang (München), Frau Helga Malech (Frankfurt a. M.), Herbert Meyer (Braunschweig), Dr. Ludwig Poszvek (Wien), E. G. Krämer (Stuttgart), Herr Hinrichs (Hamburg)



Herren Hazelzet und Koyman (Rotterdam), Herren Schäfer jun. und Schäfer sen. (Saarbrücken), Paul Koch (Hagen), Otto Schmalbein (BSI)



Karl Aschenbrenner jun. (Hannover), Herr Dominik (Hannover), Gustav Röhrig (BSI), E. Quadri (Schweiz), Willy Jebramek (Ruhrgebiet)

Tagung DER BSI-VERTRETER IN REMSCHEID

Am 19. und 20. November fand nach langer Zeit, erstmalig nach dem Kriege, unter persönlicher Leitung von Herrn Otto Hilger und Dr. Wolfgang Busch, eine Tagung der Stahlguß-Vertreter der BSI in Remscheid statt. Aktueller Anlaß war die Notwendigkeit, unsere Vertreter über das Shaw-Verfahren zu informieren, um dadurch die Werbung bei den Kunden zu intensivieren. Aus diesem Grunde war der erste Tag des Treffens gänzlich dem Thema „Shaw-Verfahren“ gewidmet. Dipl.-Ing. Ulrich Klein gab in zwei Referaten einen Überblick über das Wesen des Verfahrens sowie über die verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten (siehe Werkszeitung Nr. 61, November 1956, Seite 7).

An Hand einer Vielzahl von Lichtbildern erhielten die Vertreter auch einen Einblick in die Fabrikation der englischen Lizenznehmerfirmen, die ja bereits eine längere Praxis haben.

In einem dritten Referat sprach Dipl.-Ing. Hans Zeuner über die „Möglichkeiten der zerstörungsfreien Werkstoffprüfung“ im allgemeinen und besonders in unserer Versuchsanstalt.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen konnten sich die Teilnehmer bei der Besichtigung unserer Shaw-Werkstatt von dem derzeitigen Stand der Entwicklung überzeugen.

In der darauffolgenden Diskussion wurden noch viele Fragen in gemeinsamem Gespräch geklärt.

Der 2. Tag war Fragen allgemeiner Natur gewidmet. Der erste Vortrag von Prof. Karl Roesch diente einer vergleichenden Betrachtung über „Sphäroguß — Temperguß — Stahlguß“. Diese Werkstoffe überschneiden sich naturgemäß in gewissen Anwendungsbereichen, so daß die Herren unseres Außendienstes häufig vor der Frage ste-

hen, welcher dieser Werkstoffe zu verwenden sei. In dem Vortrag wurden ihre Eigenschaften kurz skizziert und ihre Vor- und Nachteile gegeneinander abgewogen. In einem 2. Referat sprach Dipl.-Ing. Hans Zeuner zum Thema „Konstruktionsmerkmale und Werkstoffe für Stahlformguß“. Dabei wurden die vielen Werkstoffe unseres Stahlgußprogramms und die Regeln bei der Konstruktion eines Stahlgußstückes erläutert. Es galt auch, nicht nur die Verhältnisse beim Stahlguß im allgemeinen, sondern die unserer zahlreichen Qualitäten im einzelnen darzulegen.

Im dritten Teil des Vortragsprogramms erläuterte Dr. Hellmut Friederichs an Hand vieler Lichtbilder die Pläne zur Modernisierung unseres Werkes. Ausgehend von den Verhältnissen vor den Umbauten in Stachelhausen und Papenberg wurden zunächst die bereits erstellten Bauten beschrieben und die damit erzielten Verbesserungen aufgezeigt. An Hand von Bildmontagen erklärte dann Dr. Friederichs, wie der Ausbau weitergehen und das Werk schließlich einmal aussehen soll.

In der anschließenden Aussprache wurden Fragen besprochen, die sich aus den Vorträgen oder aus der Arbeit unserer Vertreter bei der Kundschaft ergaben.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen fanden dann Einzelaussprachen zwischen den Vertretern und unseren technischen und kaufmännischen Sachbearbeitern statt. Viele Vertreter waren von weither nach Remscheid gereist und wollten die Stunden ausnützen, um ihre Wünsche und die ihrer Kunden an unsere zuständigen Herren heranzutragen, um womöglich gleich Zusagen und Entscheidungen mitzunehmen.

Von allen Seiten wurde diese erste Vertretertagung der BSI nach dem Kriege als ein schöner Erfolg bezeichnet.



F. H. Fischer (Eschweiler), Ewald Rust (Mannheim), Karl Holle (Kassel), Hans Zeuner (BSI), Herr Schöller (Frankfurt a. M.), E. A. Körner (BSI), Herr Mühlenhoff (Frankfurt a. M.)



Herren Schäfer jun. und Schäfer sen. (Saarbrücken), Otto Schmalbein (BSI), Friedrich Kless (Starnberg), Herrn Hazelzet und Koyman (Rotterdam), Paul Koch (Hagen)



Unterstützt den Unfallvertrauensmann!

Auf der letzten Sitzung unserer Unfallvertrauensleute am 22. November, bei der zeitweilig auch wiederum die Geschäftsleitung anwesend war, kam eine Fülle von Punkten zur Sprache, wie bei uns in den Betrieben die Betriebssicherheit gehandhabt wird, welche Fehler gemacht werden, wie leichtsinnig und gleichgültig die Arbeitskameraden ihre eigene Gesundheit und die ihrer Kollegen gefährden usw. Die alte Leier — werden Sie sagen — nichts Neues — und das sagen wir auch. Eigentlich traurig, daß alle Ermahnungen und Hinweise so wenig nutzen.

Was bei dieser Besprechung (und in vielen Einzelgesprächen vor- und nachher) wieder so erschreckend zum Ausdruck kam, war, daß die Unfallvertrauensleute immer wieder gegen eine „Gummiwand laufen“ gegen trägen, beharrlichen und passiven Widerstand kämpfen müssen, wenn sie einen Übelstand im Betrieb abstellen wollen. Dabei tun sie es nicht einmal für sich, sondern für die anderen, und es hat den Anschein, als ob viele gar kein Interesse daran hätten, gesund zu sein und zu bleiben, sondern lieber krank und als Krüppel herumlaufen möchten. Oft handelt es sich nur um die einfache Anbringung einer Schutzlatte, eines Sperrseiles, eines primitiven Warningschildes oder einer Lampe an Baustellen (und in welcher Betriebsabteilung haben wir etwa keine!) bei Umbauten, Änderungen der Produktionseinrichtungen, Aufstellung einer Maschine, Reparaturen usw. Die alten „Betriebshasen“ finden ihren Weg zwar auch im Dunkeln durch alle Fährnisse, aber wieviele Neue müssen dabei erst Lehrgeld zahlen! Die Unfallzahlen bestätigen das leider.

In solchen Fällen wie den oben angedeuteten und unzähligen anderen geht der betreffende Unfallvertrauensmann also zu dem zuständigen Vorgesetzten und macht

ihn pflichtgemäß auf diesen oder jenen Übelstand aufmerksam. Das ist keine Besserwisserie und keine Prahlerei (der Unfallvertrauensmann will niemand am Zeuge flicken oder ihm Schwierigkeiten bereiten), sondern ihm nur einen Hinweis geben, wo etwas nicht in Ordnung ist und im Interesse der Gesundheit der Belegschaftsmitglieder abgestellt werden muß. Man sollte denken, daß der Vorgesetzte über diesen Tip erfreut sei, denn der Vertrauensmann sagt ihm ja etwas, wofür er verantwortlich ist, sorgt mit dafür, daß die Belegschaft vor Unfällen geschützt wird und dadurch arbeitsfähig bleibt. Aber weit gefehlt! Viele Vorgesetzte — und nicht nur Meister — fangen jetzt an, den meldenden Unfallvertrauensmann „zusammenzuhauen“ und zu beschimpfen: „Was verstehst du schon davon? — Kümmere dich um deine Sachen! — Das wissen wir doch wohl besser! — Das machen wir seit 25 Jahren so und es ist nie etwas passiert! — Steck deine Nase nicht überall rein!“ — oder „Ja, ja, das machen wir schon“ aber nichts geschieht.

Dazu ist einiges zu sagen, Zunächst: der betreffende Vorgesetzte sagt das nicht aus bösem Willen, das ist klar. Er hat den Kopf voll Sorgen; er muß einen Wust von Aufträgen abwickeln, soll Sonderwünsche der Kundschaft berücksichtigen, Termine abkürzen — möglichst noch bis gestern —, für die notwendigen Materialien sorgen, die Leute richtig einsetzen, muß sich um Müllers Schuhe und Lehmanns Brille und was weiß ich noch kümmern. Vor allem aber soll die Produktion rollen, denn davon leben wir alle. Die rollt aber am besten ohne Unfälle! — und damit sind wir wieder am Anfang angelangt. Also — lieber eine halbe Stunde zur Anbringung irgendeiner Sicherheitsvorrichtung opfern, als Tage, Wochen oder gar Monate, die ein schwerer Unfall an Arbeitsausfall

kosten kann. Selbst 25 Jahre ohne Unfall sind keine Garantie für Sicherheit. Außerdem liegt fast jeder Fall im Betrieb anders.

Nun zum Unfallvertrauensmann selbst. Er ist nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, seine „Nase in die Sicherheitsangelegenheiten zu stecken“! Dazu ist er von der Geschäftsleitung im Einvernehmen mit dem Sicherheitsingenieur und dem Betriebsrat eingesetzt worden — es ist seine Aufgabe. In allen Betriebsabteilungen stehen die Namen auf deutlichen Schildern. Seine Bezeichnung sagt ja schon, daß er ein Vertrauensmann ist, ein Mittelsmann zwischen den Arbeitskollegen, dem Sicherheitsingenieur und den Betriebsvorgesetzten. Seine Aufgabe ist nicht immer leicht und vor allem nicht dankbar, weil er manche aus verschiedenen Gründen mahnen muß. Aber man sollte ihm diese Arbeit von keiner Seite, erst recht nicht von vorgesetzter Stelle, die die Folgen besser übersehen kann, noch erschweren. Schließlich ist seine Tätigkeit, die uns allen zugute kommt, freiwillig. Jeder dieser uneigennützigen Helfer muß ja auf die Dauer gesehen mutlos werden, wenn er immer nur Gleichgültigkeit, Ablehnung und Widerstand begegnet.

Im übrigen gibt es seit etwa einem Jahr ein rotes Formular in DIN-A-5-Format zur Meldung von Unfallgefahr. Die Benutzung desselben ähnelt schon mehr dem An-die-große-Glocke-hängen, da je ein Durchschlag an den Sicherheitsingenieur und Unfallobmann geht und die angeschriebene Abteilung auf der Rückseite der Meldung schriftlich das Veranlaßte melden muß. Zur Vermeidung des noch stärkeren Anwachsens des allgemein so „beliebten“ Papierkrieges wurde das Formular bisher nicht benutzt, sondern es wurden alle Fälle mündlich vorgetragen. Offenbar wird das aber wohl nicht immer ernst genommen, so daß wohl oder übel doch die Formulare in Aktion werden treten müssen. Sie sind dann auch gleichzeitig eine willkommene Gedächtnisstütze.

Abschließend wird nochmal gebeten, den Unfallvertrauensleuten doch jede nur mögliche Unterstützung zu gewähren, ihre Mitarbeit anzunehmen und unter dem Gesichtswinkel der Förderung der allgemeinen Betriebssicherheit zu sehen. Auch hier ist Vorbeugen besser als Heilen.

Im Vorbeigehen . . .

Die Waschraumwärter haben keinen leichten Stand. Was ihnen alles zugemutet wird, ist nicht zu glauben, wenn man sich nicht selbst davon überzeugt, wie rücksichtslos manche Arbeitskameraden sich gerade in diesen Räumen benehmen. Man fragt sich unwillkürlich, wie und wo sie wohl außerhalb des Werkes wohnen mögen. Alle Einrichtungen, die besonders für sie, ihre Sauberkeit und Gesundheit, geschaffen sind und von den Wärtern in wirklich vorbildlichem Zustand gehalten werden, scheinen für sie gar nicht zu existieren, jedenfalls nicht dafür, wofür sie gedacht sind und in Ordnung gehalten werden. Da die Wärter meistens machtlos sind, weil mit ausdauernder Bosheit gerade dann etwas verunreinigt wird, wenn sie den Rücken kehren und sie sich bei Ermahnungen zur Ordnung noch beschimpfen lassen müssen, werden alle Kollegen gebeten mitzuhelfen, daß gerade diese Räume nicht böswillig verschmutzt werden.

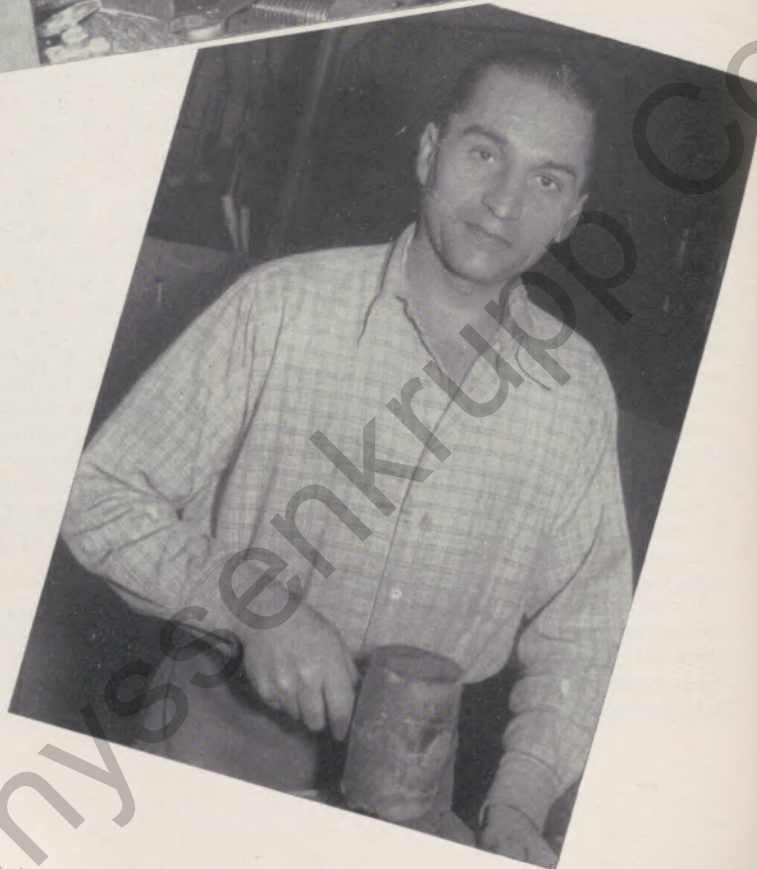
In steigendem Maße wird in letzter Zeit über die Unsitte geklagt, daß bei telefonischen Anrufen weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Namen gesagt werden, sondern nur die Abteilungen. Besonders ist die Manier eingerissen, bei Fehlverbindungen oder falschem Wählen einfach aufzulegen, ohne sich zu entschuldigen. Oft genug müssen vor allem in den Betrieben die Leute einen längeren Weg im Eilschritt zum Telefon zurücklegen, und wenn sie sich dann gemeldet haben, wird einfach aufgelegt. Der Erfolg ist, daß manche, da dies öfters geschieht, erst gar nicht zum Telefon laufen, wenn es klingelt — wenn einer etwas haben will, kann er ja nochmal anrufen — und Anrufe nicht mehr für wichtig nehmen. Es ergeht darum die Bitte, bei allen Anrufen die Abteilung und seinen Namen zu sagen, damit jeder sofort weiß, mit wem er es zu tun hat und bei Fehlverbindungen ein kurzes Wort der Entschuldigung zu finden.

Sammelmappen für den 5. und 6. Jahrgang unserer Werkszeitung sind im Personalamt zum Preise von 1 DM erhältlich.

ARBEITSKAMERADEN



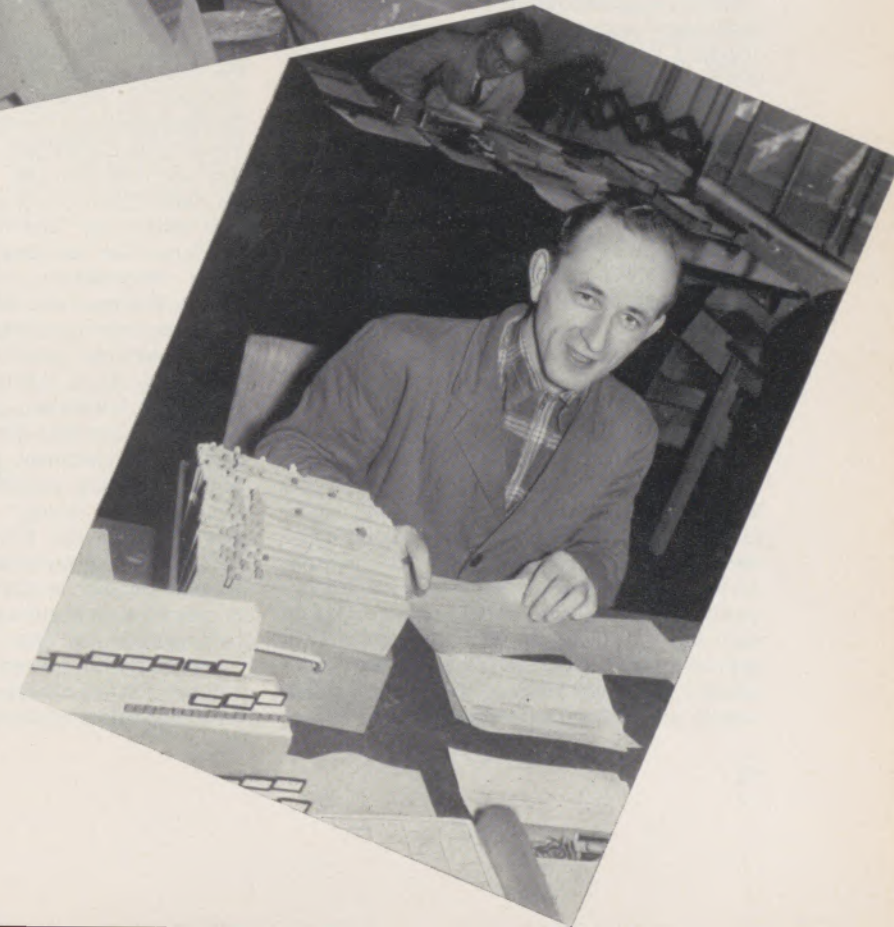
Karl Aschenbrenner
Fräser im Bökerbau,
Saal I, fräst auf
der Abwälzfräs-
maschine Zahnräder
und Ritzel und
bohrt Ankerlöcher
in Kreuzkopflager



Karl Folkefeld
Kernmacher in
der Kernmacherei
Stachelhausen stellt
mittlere Kerne für
Rücklaufkrümmer
unter der
Hand her



Traude Vorpahl
kontrolliert hier in
der Kernmacherei
Stachelhausen
die Kerne auf
Sauberkeit und
einwandfreie
Beschaffenheit



Rudi Onasch
Mitarbeiter der
Arbeitsvorbereitung
Stachelhausen, hat
die Aufgabe, die
Aufträge für die
Kleinhandformerei
einzuplanen und
die Einhaltung
der Termine
zu überwachen

Wir stellen zur Diskussion:

5 | Die Neugestaltung der Jubilarfeiern

Die Frage nach der Neugestaltung der Jubilarfeier hat eine rege Diskussion ausgelöst und wird mit großem Ernst innerhalb der Belegschaft behandelt. Eine große Anzahl von Arbeitskameraden hat die Redaktion ersucht, erst nach Weihnachten ihre Meinung sagen zu können, um genügend Zeit zu haben, die beiden Vorschläge gegeneinander abzuwägen und sich dann zu entscheiden. Viele Zuschriften und Meinungsäußerungen sind leider auch erst nach Redaktionsschluß für die Dezemberausgabe eingegangen. Die Diskussion über dieses Thema wird deshalb bis in den Januar fortgesetzt, um einen objektiven Überblick über die Ansicht der Belegschaft zu diesem Thema zu gewinnen. Die verspätet eingegangenen und noch eingehenden Zuschriften und Äußerungen werden nächsten Monat veröffentlicht. Nachstehend sind diejenigen Einsendungen zu lesen, die noch in diese Ausgabe aufgenommen werden konnten:

Ich befürworte den Vorschlag des Betriebsrates, weil ich auch glaube, daß sich viele Jubilare beim Mittagessen zwischen soviel Vorgesetzten nicht wohlfühlen werden.

Heinrich Heuser, Papenberg

„Der Schmelztiegel“ stellt in seiner November-Ausgabe „Die Neugestaltung der Jubilarfeiern“ zur Diskussion.

Gestatten Sie mir einige Worte dazu. Nahezu 45 Jahre im Werk beschäftigt, fühle ich mich auf Grund meiner Tätigkeit als Vorsteher des Personalamts berechtigt zu behaupten, die Herzen meiner bzw. unserer alten Mitarbeiter zu kennen. Deshalb, bitte, die 25-, 40- oder sogar 50jährige Zugehörigkeit zum Werk nicht so „kalt“ abtun. Ich möchte sagen: Ehre, wem Ehre gebührt — und da muß ich Struppi recht geben —, nicht allein im Kaninchen-Zuchtverein mit einer silbernen Anstecknadel.

Da sehe ich die Ehrung am Arbeitsplatz als höhere, wenn nicht als höchste Ehre an. Wir wünschen und wollen keine großen Lobhudeleien durch überschwengliche Reden, das liegt uns nicht, wir wollen jedoch sehen, daß die Betriebsherren und auch die Mitarbeiter uns noch ein klein wenig Achtung schenken.

Lieber Betriebsrat. Ich habe Sie bisher immer als Männer mit Herz angesehen. Warum denn auf einmal so kalt? Nach Ehrung durch die Geschäftsleitung wird der Jubilar mit dem Auto nach Hause gefahren, schlagen Sie vor. Haben wir denn keine Mitarbeiter? Haben wir denn keine Arbeitskameraden? Mit wem haben wir denn in erster Linie Jahrzehnte zusammen gearbeitet?

Aber Dank für Ihren Vorschlag, dem Jubilar eine Armbanduhr mit Widmung als Andenken zu überreichen. Die Herren der Geschäftsleitung möchte ich an unsere Väter und Großväter erinnern. Sie erhielten vor Jahrzehnten von der Firma eine goldene Sprungderkel-Taschenuhr mit Firmen-Widmung. Was hieß es damals, eine goldene Uhr zu besitzen. Wenn sie an einer Nickelkette baumelte, mit Stolz wurde sie aus der Westentasche gezückt und mit noch größerem Stolz aufs Knöpfchen gedrückt und der Deckel springen gelassen. Auch heute würde ein Angebinde als Andenken gehegt und gepflegt. Der Vorschlag der Geschäftsleitung ist zu begrüßen. Vielleicht langt es auch doch noch zu einem Angebinde als Andenken?

Karl Koll

Als Mitglied der Belegschaft möchte ich zu den Vorschlägen von Geschäftsleitung und Betriebsrat zur Neugestaltung der Jubilarfeier kurz Stellung nehmen. Man sollte sich vorher mit dem Jubilar seitens der Geschäftsleitung und des Betriebsrates einigen über die Gestaltung der Feier. Eine 25- oder 40jährige Tätigkeit schafft

ein eigenes Verhältnis zur Arbeitsstätte und sollte doch auch durch eine individuelle Feier geehrt werden.

Ernst Weller, Halle Süd

Der Vorschlag des Betriebsrates scheint mir dem Sinn des Jubiläumstages nicht zu entsprechen. Die Ehrung muß an dem Tage erfolgen, an dem sich der Eintritt in die BSI wiederholt. Auch die Wahl des Hotel Leyer finde ich richtig, da jeder Jubilar die gleiche Möglichkeit haben soll, seinen Ehrentag in einem gepflegten Rahmen mit seiner Frau und einigen Kollegen zu be-gehen. Der allgemeine Umtrunk findet so-wieso in seinem eigenen Heim statt.

Walter Bergmann, AV Stachelhausen

Ich finde es sehr nett, daß eine kleine Feier für den Jubilar und seine Frau mit ihm besonders nahestehenden Arbeitskollegen veranstaltet werden soll. Das hat sich der Jubilar auch verdient.

Hermann Otto, Formerei Papenberg

Es ist höchste Zeit, das der Jubilar sein Jubiläumsgeld nicht mehr für Schnaps im Betrieb auszugeben braucht. Deshalb ist der Vorschlag mit der kleinen Feier für ihn und seine Frau zu begrüßen.

Karl Blank, Putzerei Stachelhausen

Eine kleine Feier für den Jubilar ist sehr zu begrüßen. Vor allem wird auch seiner Ehefrau, die mit ihrem Mann jahrzehnte-lang gesorgt und an seiner Arbeit teilge-nommen hat, eine besondere Freude be-reitet, daß sie nun auch dabei sein kann, wenn er für seine Treue zum Werk ge-ehrt wird.

Heinrich Menzel, Planungsstelle

Den Vorschlag der Geschäftsleitung finde ich dem Sinne des Jubiläumstages ange-paßt. Für die Feier selbst kommt wohl nur Leyer oder der Ratskeller in Frage.

Willi Hausmann, Modellschreinerei Süd

Es ist allen bekannt, daß die Jubilarfeiern bei uns innerhalb des Werkes ab und zu schon mal aus dem Rahmen gefallen sind. Daher ist es durchaus richtig, daß Geschäfts-leitung und Betriebsrat sich bemühen, ihnen eine andere Form zu geben. Von den bei-den Vorschlägen halte ich den der Ge-schäftsleitung für den besseren. Der Be-triebsrat will den Jubilar auch nicht am Arbeitsplatz beglückwünschen lassen. Ich finde, daß gerade die Arbeitskollegen ein Recht darauf haben, den Jubilar an diesem Tage wenigstens für kurze Zeit in ihrer Mitte zu sehen. Es ist auch zu be-

grüßen, daß die Geschäftsleitung dem Jubi-lar, seiner Frau und einigen seiner Kollegen ein Mittagessen geben will. Dagegen ist der Vorschlag des Betriebsrates, die Jubi-lare des Monats zusammenzufassen, kaum geeignet, den Jubilar an diesem Tage ge-bührend zu ehren. Die Ausrichtung der Feier schließt auch nicht aus, daß dem Jubilar nach dem Vorschlag des Betriebs-rates eine Uhr mit Widmung geschenkt wird. Im übrigen könnte der Jubilar ja selbst entscheiden, ob die vorgeschla-gene kleine Feier für ihn veranstaltet wer-den soll oder nicht.

Theo Trabert, Fittings-Verkauf

Wäre es nicht möglich, daß der Jubilar einen Vorschlag macht, in welchem Lokal die kleine Jubiläumsfeier stattfinden soll? In einer ihm bekannten Gaststätte würde er sich nicht beengt fühlen. Das Hotel Leyer ist den meisten von uns doch völlig fremd.

Ernst Lissek, Formerei Stachelhausen

Der Vorschlag der Geschäftsleitung, eine kleine Feier für den Jubilar zu veranstalten, gefällt mir. Bei einer Feier in den Betrie-ben, vor allem in der Formerei, kann sich der Jubilar nicht wohlfühlen.

Paul Gehrman, Formerei Papenberg

Eine kleine Feier bei Leyer für den Jubi-lar und seine Frau ist jedenfalls schöner, als etwas im Betrieb zu veranstalten.

Heinrich Knautz, Richterei Papenberg

Wenn ich auch selbst kein Jubiläum mehr feiern kann, so möchte ich doch den Vor-schlag der Geschäftsleitung unterstützen.

Hermann Ziegler, Modellschreinerei Süd

Das Feiern im Betrieb kostet den Jubilar viel zu viel Geld, weil er sich verpflichtet fühlt, möglichst viel auszuschütten und dann noch Kollegen nach Hause einzu-laden. Der Vorschlag der Direktion ist nicht schlecht, nur das Lokal müßte vom Jubilar selbst gewünscht werden können. Grund: Nur wenige von uns Arbeitern fühlen sich in einer so vornehmen Gaststätte richtig wohl.

Paul Appler, Putzerei Stachelhausen

Nicht selten entarten solche Feiern und man hat dann danach die Feststellung zu treffen, daß der Sinn und Zweck einer solchen Feier nicht erreicht worden ist. Selbstverständlich sollte sein, daß eine kleine Feier am Arbeitsplatz des Jubilars stattfindet. Die Dauer wäre vielleicht auf 1/2 Stunde festzulegen. An dieser Feier würden am besten die Herren der Direk-

tion teilnehmen, um damit gleichzeitig die bisherige Unterhaltung in den Räumen der Direktion wegfällen zu lassen. In dieser Zeit haben dann auch alle engsten Kollegen Gelegenheit gefunden, dem Jubilar ihre Glückwünsche auszusprechen, so daß dann die Feier beendet werden kann. Der Jubilar wird anschließend daran auf Werkskosten nach Hause gefahren und kann dann im Kreise seiner Angehörigen eine Familienfeier je nach Wunsch arrangieren.

Über die Ausgestaltung einer Gemeinschaftsjubiläumsfeier kann man sich später unterhalten, wenn darüber zusagend entschieden werden sollte.

Fritz Otto

Der Vorschlag des Betriebsrates erscheint mir nicht geeignet, einen Arbeitsjubilär in gebührender Weise zu ehren. Ich halte es sogar für notwendig, daß die Geschäftsleitung eine kleine Feier für ihn und seine Frau veranstaltet, sonst brachten wir an den Jubiläumstag überhaupt nicht zu denken. Endlich wird ein vernünftiger Vorschlag für eine nette Jubiläumsfeier gemacht, da wird unnötigerweise ein Gegenvorschlag gemacht, der beim Jubilar und seinen Angehörigen keine Freude auslösen kann.

Otto Watterott, Bahnbetrieb

Eine Jubiläumsfeier wie sie die Geschäftsleitung vorschlägt, finde ich schöner, als im Betrieb etwas zu machen oder garnichts.

Artur Schneider, Richterlei Papenberg

Ich bin mit jedem der beiden Vorschläge einverstanden, wenn nur die Feier im Betrieb aufhört, zumal diese teilweise mit sehr großen Unkosten für den Jubilar verbunden war.

Gerhard Winschermann, Stachelhausen

Mit dem Vorschlag der Direktion bin ich einverstanden. Der Jubilar soll das Gefühl haben, daß dieser Tag für ihn ein besonderer Feiertag zu seinen Ehren ist.

Erich Goebel, Fittings-Verkauf

Ich akzeptiere den Vorschlag der Geschäftsleitung und bin dafür, daß für den Jubilar eine geschmackvolle Feier veranstaltet wird

August Buscher, Bahnbetrieb

Ich halte den Vorschlag der Direktion für besser.

Johannes Schüßler, Fittings-Verkauf

Ich glaube, daß sich viele der Jubilare in dem ungewohnten Rahmen nicht wohlfühlen werden und schlage deshalb vor, ihn zu Hause feiern zu lassen.

Hans Heckmann, Formerei Stachelhausen

Was noch interessiert

Wohnungstauschmöglichkeit

Die Gemeinnützige Wohnungs-Aktiengesellschaft baut an der Metzger/Neuenkamper Straße in Remscheid 100 Wohnungen, und zwar 2-Raum-, 3-Raum- und 4-Raumwohnungen jeweils mit Kochküche und Bad, sowie Loggia oder Balkon. Dieses Bauvorhaben wird im Rahmen eines Zweckprogrammes für Sowjetzonenflüchtlinge und Umsiedler erstellt.

Die „Gewag“ hat uns entgegenkommend eingeräumt, Tauschbewerber unseres Werkes für dieses Bauvorhaben zu interessieren. Zur Unterrichtung teilen wir daher mit, daß die durchschnittliche Miete 1,43 DM je qm Wohnfläche beträgt, so daß also mit einer voraussichtlichen Miete von 69 DM bis 123 DM gerechnet werden muß.

Die Wohnflächengrößen und die Mietbeträge staffeln sich wie folgt:

Typ I 2 Zimmer mit Kochküche und Bad,
ca. 48 qm ca. 69 DM

Typ II 3 Zimmer mit Kochküche und Bad,
ca. 63—69 qm ca. 90 DM bis 99 DM

Typ III 3½ Zimmer mit Kochküche und Bad,
ca. 86 qm ca. 123 DM

Daneben wird noch eine Gebühr erhoben für: Gemeinschaftsantenne, Benutzung der Waschanlage und Umlage für den Hauswart.

Tauschinteressenten für dieses Vorhaben bitten wir, auf unserem Büro vorzusprechen, damit wir die Überweisung zur „Gewag“ veranlassen können.

Eine Meldung hat aber nur dann Zweck, wenn die jetzt bewohnte Wohnung zur gegebenen Zeit im Rahmen der oben genannten Zweckbestimmung für einen solchen Berechtigten zur Verfügung gestellt werden kann.

Bergische Stahl-Industrie
Wohnungsverwaltung

Wir bitten alle Werksangehörigen, Änderungen der Wohnungsanschrift oder des Familienstandes doch immer sofort im Personalamt bekanntzugeben.

Schnell notiert — kurz berichtet

Im Hof hinter den Kupolöfen in Papenberg ist in Höhe Hüttenflur ein neuer Aufenthaltsraum geplant. Dieser Raum ist für die Arbeitskameraden der Gießerei und Schmelzerei gedacht und soll etwa 100 Personen fassen. Zunächst wurde erstmal die Bodenfläche durchgezogen, damit das so dringend notwendige neue Schaltheus für die Kupolöfen errichtet werden kann. Wegen der fortgeschrittenen Jahreszeit muß das weitere Bauvorhaben erst einmal ruhen.

In Stachelhausen wurde vor einigen Wochen eine neue Gasbrennschneidemaschine ausprobiert, die an Rohgußstücken automatisch die Gießtrichter abbrennt. Am besten eignen sich runde Gußstücke wie Bremsscheiben, Radsterne, Bremsstrommeln. Sie werden zum Abbrennen auf einen kleinen runden Tisch gestellt, und der Brenner bewegt sich selbsttätig um sie herum. Die Maschine eignet sich besonders für Serienfertigung, große Stückzahlen gleichen Typs, die wir ja leider nicht haben. Daher steht die Maschine vorläufig im Sandlager. Die Erprobung ist noch nicht abgeschlossen.

Der große Neubau in Stachelhausen Richtung Lohengrinstraße hat inzwischen ein Dach erhalten. Die Wand- und Dachfenster werden in den nächsten Tagen eingesetzt. Das Verputzen der Außenwände wurde wegen des Frostes kürzlich unterbrochen. Dafür wird eifrig an der Ausführung des Heizungskellers gemauert. Die offene Längs- und Stirnseite des Gebäudes wird mit einer Bretterverschalung provisorisch gegen Witterungseinflüsse abgedichtet, und anschließend werden weitere Geschoßböden eingezogen.

In der Schmelzereihalle im Werksteil Loborn wurde rechtzeitig die neue Dacheindeckung fertiggestellt. Der letzte Teil des Daches erhielt des besseren Lichtes wegen eine Verglasung.

In früheren Zeiten war es üblich, innerhalb des Fabrikgeländes Speisekabel im Erdboden eingebettet zu verlegen. Diese Me-

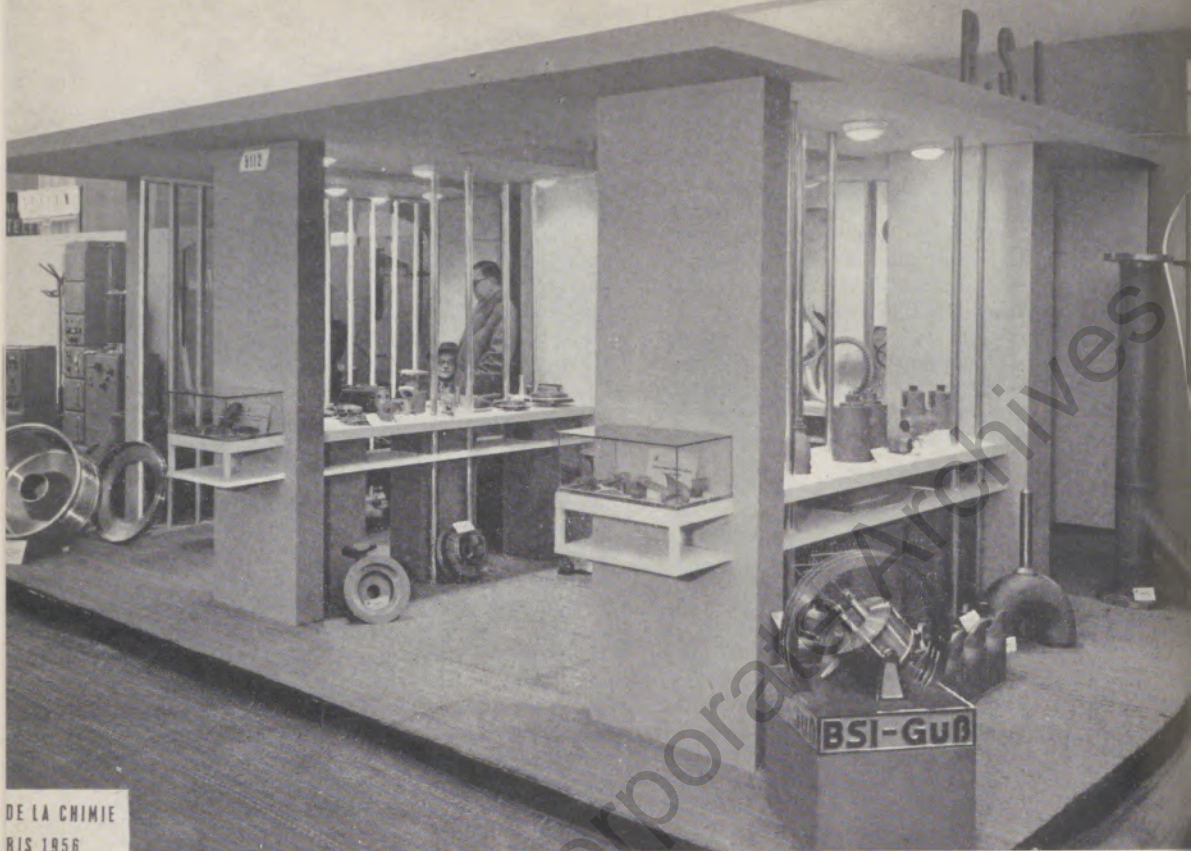
thode brachte uns bei Neuverlegungen von Kabeln, bzw. beim Fehlersuchen an Kabeln laufend große Kosten. Wir gingen daher dazu über, Kabelkanäle zu errichten, in denen Kabel frei zugänglich verlegt sind und bei denen das Neuhinzulegen von Kabeln mit kleiner Mühe und kleinen Kosten jeder Zeit möglich ist. So entstand in den letzten Wochen ein Kabelkanal zwischen Brücke Stachelhausen und Schmelzerei Stachelhausen.

In Papenberg erhalten die Kupolöfen 3 und 4 einen neuen Rekuperator (Wärmeaustauscher) zur Heißwindvorwärmung. Dieser Neubau wurde notwendig, weil der vor etwa neun Jahren gebaute jetzige Rekuperator den heutigen Anforderungen auf restlose Ausnutzung der Gichtgas-Abwärme nicht mehr genügt. Für den neuen Strahlungs-Rekuperator, einer der modernsten und wirtschaftlichsten, wurde eine der führenden westdeutschen Spezialfirmen zum Bau herangezogen. Ende Oktober wurde die Ofenbühne verlängert, dann die Ventilatoren versetzt, Ende November die Stahltragekonstruktion verstärkt und danach der Wärmeaustauscher aufgestellt. Brennkammer, Züge und Rohrleitungen sind zum größten Teil fertig, so daß über Weihnachten der Anschluß an die Öfen erfolgen kann.

Betriebliches Vorschlagswesen

Auf der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind Prämien an folgende Arbeitskameraden vergeben worden:

Wilhelm Dominik, Werksaufsicht	10 DM
Franz Schmeiter, Temperei	30 DM
Max Pallokat, Temperei	30 DM
Ernst Ritter, Schmelzerei Stachelhausen	20 DM
Günter Auerbach, Schmelzerei Stachelhausen	20 DM
Klaus Porgann, Formerei Stachelhausen	50 DM
Ernst Ritter, Schmelzerei Stachelhausen	25 DM
Hans Hentsch, Baubetrieb	190 DM
Alois Richter, Halle Süd	10 DM
Ferdinand Richter, Formerei Stachelhausen	10 DM
Ernst Weller, Halle Süd	10 DM



SALON DE LA CHIMIE

Was für Deutschland die AICHEMIA, ist für die an der chemischen Entwicklung interessierte französische Industrie der in zweijährigem Turnus in Paris stattfindende Salon de la Chimie.

Es scheint das Schicksal französischer Ausstellungen zu sein, daß sie am Eröffnungstage nicht ganz einweihungsreif sind; viel-

leicht wurde deshalb die sinnvolle französische Bezeichnung „salon“ gewählt, die an ein Speisezimmer erinnert, in dem die Hausfrau im Wettlauf mit den erwarteten Gästen die Schonbezüge der Sessel nicht mehr restlos entfernen und das Buffet nicht mehr vollständig entstauben kann... Als der Minister mit seinem Gefolge aus Wissenschaft und Wirtschaft am Eröffnungstage gegen 10.00 Uhr die Stände in Revue passierte, ruhte überall weisungsgemäß die Arbeit.

Unsere Halle, ein zugiger Anbau mit provisorischen Türen und defekter Heizung, wurde in forschendem Elan durchschritten: mit hochgeschlagenem Mantelkragen und tief in den Taschen versenkten Händen hatten wir Verständnis dafür, daß bei -2° Kälte Stahlgußstücke nicht gerade das geeignete Objekt für ein ministerielles Frage-Spiel sind.

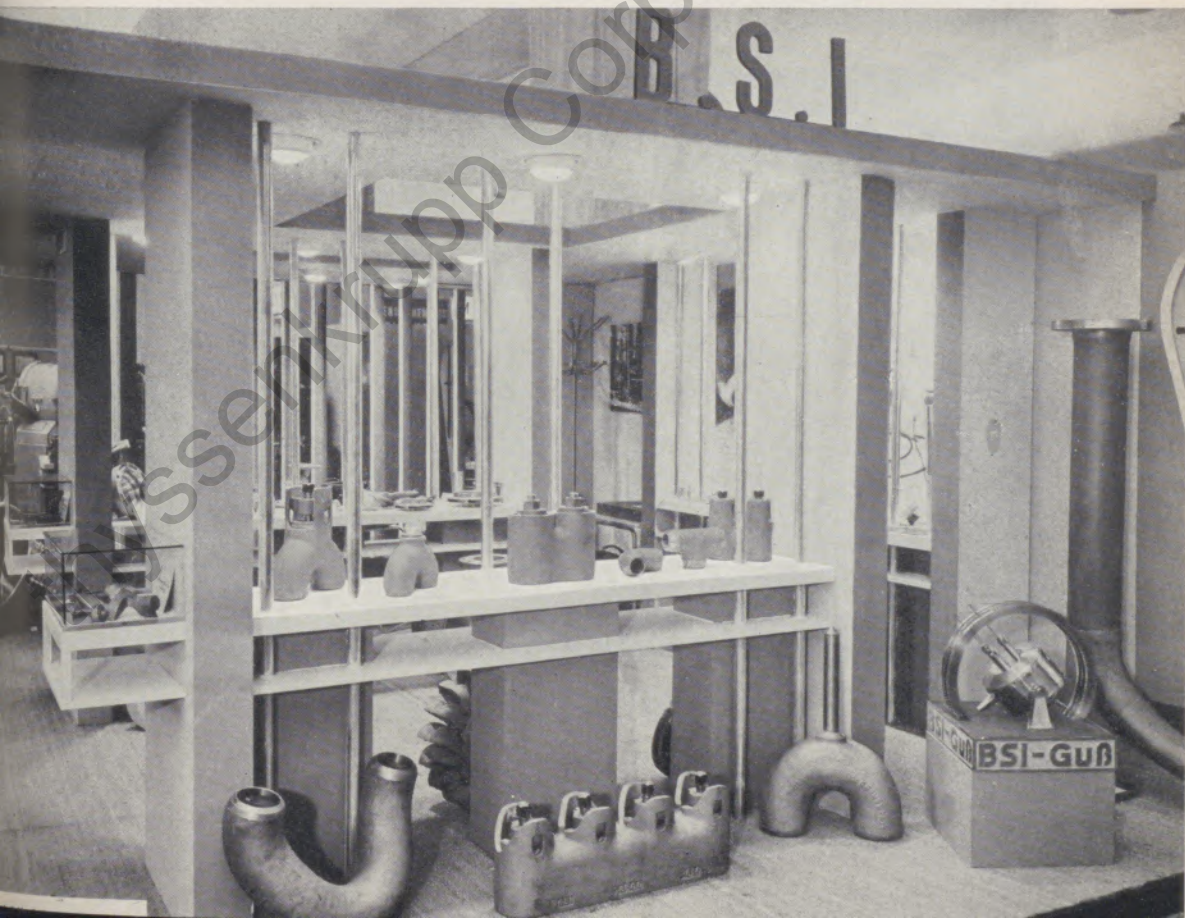
Der Beginn der Ausstellung fiel zeitlich mit einem Wechsel unseres französischen Außendienstes zusammen, und dem neuen

Vertreter, Herrn Georges Hassler, sollte in gedrängter Form die Kontaktaufnahme zur chemischen Industrie Frankreichs erleichtert werden.

Wenngleich die handelspolitischen Schutzmaßnahmen eine Einfuhr von Stahlguß ausländischen Ursprungs im augenblicklichen Stadium nicht gerade begünstigen und obgleich katastrophaler Benzinmangel die Besucherzahl stark vermindert haben dürfte, ergaben doch Gespräche mit Einkäufern und Technikern bekannter und neuer Firmen, daß man auch in Frankreich und besonders in der stark entwickelten, anspruchsvollen Chemie Qualitätsguß zu werten weiß: das besagten die kritischen Untersuchungen der von uns gezeigten Corrodur-Pumpenteile, das fachmännische Lösen und Prüfen der Stopfenverschlüsse an den ausgestellten Umkehrkrümmern, das rege Interesse an den SHAW-Gußstücken, die zum Teil aus der Gießerei unseres früheren Lizenzgebers stammten und uns für den Salon freundlicherweise zur Verfügung gestellt worden waren.

W. Ahnen, Stahlguß-Verkauf

IV^E SALON DE LA CHIMIE CAOUTCHOUC MATIERES PLASTIQUES 22 NOVEMBRE AU 3 DECEMBRE 1956



*Das Gesicht der Arbeit -
mal anders gesehen*

DER KRANFÜHRER

... deus ex machina

Wenn im Theater des Altertums eine Lage so verworren geworden war, daß eine Lösung unmöglich schien, dann ließ der Dichter in einem Kasten hoch über der Szene eine Gottheit erscheinen, die in die Handlung eingriff und die Lage klärte.

Solch ein moderner deus ex machina (Gott aus der [Theater] maschine) ist auch der Kranführer in einem Werk. Jeder, der zum ersten Male in eine der riesigen Werks-hallen kommt, ist benommen und beeindruckt von dem scheinbar unentwirrbaren Durcheinander. Die Hallen erdröhnen von dem manchmal fast unerträglichen Lärm der Maschinen, Geräte und Apparate, zum Beispiel im Putzereibetrieb einer großen Gießerei. Die Luft erdröhnt unter dem Getöse der Preßluftschlämmer, die die Gußstücke putzen, auskreuzen oder verstemmen. Schleifmaschinen, von der „großen“ bis zur „kleinen“ Hexe schleudern Funkenregen. Über den Kabinen der Schweißer, die Schrott brennen oder Gußtrichter abbrennen, geistert magisch blaues Licht. Wenn dann noch der Glühofen aus seinem geöffneten Maul Höllenhitze ausspeit und die Luft vor Hitze flimmert, heiße Dampfwolken aus dem großen Kühlbecken, in die die ausgeglühten Werkstücke getaucht werden, aufzischen, ist es das Bild eines Inferno, ist es die Symphonie der Arbeit, die in schrillsten Dissonanzen erklingt.

Hoch darüber schwebt der Kranfahrer. Unermüdlich fährt er hin und her und bringt

die Werkstücke an den gewünschten Platz oder an die Maschine, wo sie bearbeitet werden sollen. Wie kaum einem anderen, ist ihm die Sicherheit der Arbeitskameraden und der Maschinen anvertraut. Ein unvorsichtiger Griff, ein falsches Schalten und die Folgen können unabsehbar sein. Was Menschengestalt in vielen Jahren in der Technik ersonnen und erdacht hat, um dem Menschen die Arbeit zu erleichtern, dessen bedient sich der Kranführer spielend mit sicherer Hand und ruhigem Auge.

So ist es in allen großen Hallen. Am Kranführer wird es offenbar, wie sehr einer vom anderen abhängt. Von seiner sicheren und schnellen Arbeit ist auch der reibungslose Produktionsablauf abhängig. Der Arbeitskollege weiß das nur zu gut zu schätzen. Ein guter Kranfahrer muß die sichere Hand eines Meisterschützen, das Schätzungsvermögen eines vollendeten Beobachters und vor allem Nerven wie Stahlfressen haben. Es gehört wahrhaftig die größte Ruhe dazu, um in dem Höllenlärm einer Fabrikhalle den nie abreißen den Wünschen der Kollegen gerecht zu werden, die den Kranführer unausgesetzt von einer Ecke zur anderen zitieren.

Auch heute noch, in unserem hochentwickelten technischen Zeitalter, werden die Riesenkräne in Werken, auf Bauplätzen und in Hafenanlagen bestaunt, wo gewaltige Lasten spielend befördert werden, und der Kranführer erscheint wie ein Hexenmeister, ein Triumphator über die Technik, der mit wenigen Handgriffen wahre Kunststücke vollbringt. Tatsächlich ein „deus ex machina“, der über der Müh-sal der Arbeit schwebt und immer wieder helfend eingreift.

Heute, wo sich die Frau auf fast allen Arbeitsplätzen durchgesetzt hat, ist es durchaus kein ungewöhnliches Bild mehr, eine Frau mit Sicherheit diesen nervenanspannenden und höchste Konzentration verlangenden Beruf ausüben zu sehen. Ein Beweis mehr, daß sie auch auf den schwierigsten Plätzen sich bewährt und hier das-selbe ist was ihr männlicher Kollege, ein „deus ex machina“.

GK

Jubilarteiern



... in der Schmelzerei Stachelhausen

von links nach rechts: Adolf Koch, Werner Raabe, Gustav Kasischeke, Fritz Rubensdörffer, der Jubilar Michael Gollon (15 Jahre Mitarbeit), Willi Schwarz, Ernst Ritter, Gustav Tillmanns, Ewald Erdmann, Ewald Langenberg, Karl Neff



... im Baubetrieb

von links nach rechts: Adolf Ziska, Ernst Kothe, Johann Lotz, Anton Filler, der Jubilar Adolf Kappe (40 Jahre Mitarbeit), Karl Fischer, August Kraus, Fritz Filipowski, Gerhard Conrad

DIE WIRTSCHAFT AM SCHEIDEWEGE

Joachim Kadow

Deutlicher denn je wird uns am Ende dieses Jahres bewußt, wie sehr der Mensch von den politischen und wirtschaftlichen Geschehnissen der Zeit um ihn herum abhängig ist. Die Ereignisse dieses Jahres haben mit einem Schlage gezeigt, wie fragwürdig im Grunde genommen alle wirtschaftlichen Anstrengungen und jeder persönliche Fleiß werden können, wenn irgendwo auf der Welt jemand „die Hand am falschen Griff“ hat. Wir müssen uns deshalb ganz offen einiges vor Augen führen und klarzumachen versuchen, was im Bereich der Wirtschaft erreicht ist und — vielleicht im bis jetzt erlebten Ausmaß nicht mehr erreicht werden kann.

Vor einigen Jahren, ja, noch im vergangenen Jahr hatte es den Anschein, als ob unsere wirtschaftliche Entwicklung kein „Auf-der-Stelle-treten“ kenne, als ob es immer nur vorwärts und aufwärts gehen könne. Das hatte noch bis vor kurzem seinen Grund in dem ungeheuren Nachholbedarf der Bevölkerung an Konsumgütern aller Art, der immer größere Investitionen im Bereich der Konsumgüterindustrien, aber auch auf dem Produktionsmittelsektor nach sich zog. Hinzu kamen wachsende Exportaufgaben, die Deutschland bald zu respektablen Ausfuhrüberschüssen und zu einer ganz handfesten Gläubigerposition innerhalb der europäischen Zahlungsunion verhalfen. Die Gesamtbevölkerung hatte entscheidenden Anteil an dieser Entwicklung, der Wohlstand wuchs und jeder war stolz darauf, auf seine Art sowohl qualitativ als auch quantitativ seinen Bedarf an lebenswichtigen und Luxusgütern, seine Reisen und Vergnügungen finanzieren zu können.

Alles in allem gesehen dürfte nunmehr jedoch eine Dämpfung der stürmischen Auf-

wärtsentwicklung zu erwarten sein, einmal durch die nahezu restlose Ausschöpfung der Produktionskapazitäten, zum anderen auch durch eine zunehmende Verknappung der Arbeitskräfte. Wir stehen also eindeutig vor der Aufgabe, das bisher Erreichte zu sichern und in stabilere Bahnen zu lenken.

Damit wären wir bei der Kardinalfrage angelangt, nämlich bei den Preisen und Löhnen. Hier ist der Hebel anzusetzen, um zu gesicherten Verhältnissen zu kommen. Von sehr ernst zu nehmender, verantwortungsbewußter Seite ist dazu einmal sicherlich zutreffend gesagt worden: „Die Hauptgefahr für die Konjunktur oder die Kaufkraft der Währung kommt von der Lohnbewegung her. Die ideale Lösung ist nach Ansicht der Industrie, wenn die Industrie die Preise stabil halten könnte, dabei die Löhne maßvoll je nach der Produktionssteigerung erhöht würden“.

Damit würde die Wechselwirkung von Preisen und Löhnen sich nicht in Form der bekannten „Lohn-Preis-Spirale“ auswirken, sondern die Kaufkraft würde sich in einem gesunden Verhältnis zur gestiegenen Produktivität erhöhen.

Die zweite grundsätzliche Frage für die deutsche Wirtschaft ist das Verhältnis zwischen den beiden Sozialpartnern, den Unternehmern und der Arbeitnehmerschaft. Ein echtes Vertrauensverhältnis zwischen allen im Wirtschaftsprozess Tätigen zu schaffen, ist nach wie vor die Aufgabe auch für die kommenden Jahre. Das ist von beiden Seiten nicht nur durch schöne Worte am grünen Tisch, sondern nur durch den tätigen Beweis guten Willens im Betrieb und Büro zu erreichen.

So allein können die sozialen Spannungen weiter entschärft werden.

Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ganz gleich ob allgemeiner, wirtschaftlicher, kultureller, arbeitsrechtlicher, sozialpolitischer Art oder aus anderen Gebieten, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an die Werkszeitung. Alle Fragen werden gewissenhaft und ausführlich direkt oder durch Fachleute beantwortet.

Der bergische Raum

Geschichtlicher

Rückblick

UND SEINE MENSCHEN

von Georg Keller, AV Stachelhausen

Das Jahrhundert Karl Theodors

Lob der Lenneper

In seiner Beschreibung des bergischen Landes weiß Hofkammerrat Wülffing viel Lobenswertes über Lennep zu berichten:

„Die Stadt hat in einigen Jahren ihres von allerhand erdenklichen Farben bereiten den sehr feinen auch mittelen, wülenen Lackens halber florirt. Mit diesem stark treibenden Handwerk, worzu die Stück-Wirker, Tuch-Scherer und Arbeiter von allerhand Nationen, ohne Unterschied der Römisch-Catholisch und Evangelischer Religionen angenommen worden, ernähren die Einwohner viele umliegende Städte, Flecken und Ämbter. Es seynd auch allhier die Häuser wegen Vielheit der Handwerks-Leuthen im großen Werth. Ihr Lacken ist sehr berühmt und wird durch viele Länder geführt. In Summa, es kann diese Stadt vor eine vornehme Handelsstadt Bergischen Landes gehalten werden. Die Einwohner allhier, sowohl Mann- als Frauen-Personen seynd nicht stolz, halten sich bürgerlich, ihr Geld verwenden sie lieber zur Handlung an Spanische und andere Wolle als zur Hoffarth, derowegen so seynd auch die silbernen und güldenen Borden, weder Reiffen-Röcke allhier gar in keinem Gebrauch und Ansehen.“

Der Kirchenstreit — der große Brand

Bald entstand in Lennep ein langwieriger Streit, der die Bürger entzweite und den Wohlstand der Stadt untergrub. Seit der Reformation war Lennep eine rein lutherische Gemeinde, in der kein Katholik lebte. Im Jahre 1641 errichteten Franziskanermönche aus Köln in Lennep ein Haus, das sie bald gegen den Widerstand der Stadtvertretung durch eine Privatschule erweiterten und später noch eine Kirche bauten. Dadurch war die Glaubenseinheit



gestört und außerdem entstanden unter den Lutherischen selbst schwere Auseinandersetzungen. Erster Prediger der katholischen Gemeinde und Rektor der Lateinschule war seit 1710 Franziskus Vogt, der sich auch als Herausgeber einer Evangelien-Postille und Mitarbeiter an dem Gesangbuch „Singende und klingende Berge“ einen Namen gemacht hat.

Wie in anderen Orten des bergischen Landes war auch in Lennep seit 1772 die Sächsische Kirchenordnung eingeführt. Danach war einer der Geistlichen der Pastor,

während der andere nur Vicarius war und nur nachmittags predigen durfte. Lennep war auch der einzige Ort, in dem noch folgende Bräuche bestanden: die Privatbeichte, das weiße Überkleid der Geistlichen und Wachskerzen, die auf dem Altar brannten. Durch ein Protokoll vom Jahre 1736 wurde die Gleichheit der Geistlichen bestimmt und die erwähnten Gebräuche abgeschafft. Damit war aber die orthodoxe Partei nicht einverstanden, und es entstand ein erbitterter Streit, der die Gemeinde entzweite und mit Schärfe und Erbitterung durch viele Jahre geführt wurde.

Als der Hader und die Verwirrung am größten waren, hielten die Jesuiten 1744 die erste Mission in Lennep ab. Der schreckliche Brand im Jahre 1746, der in wenigen Stunden die ganze Stadt in Schutt und Asche legte, mußte erst kommen, um den Hader zu beenden. Die gemeinsame Not einte die Bürger wieder. Man reichte sich die Hände zur Versöhnung und baute bald die Stadt in Eintracht wieder auf.

Scheiterhaufen lodern

Was einst mutige Männer wie Weyer und Thomasius gelehrt hatten, war noch lange nicht erreicht worden. Noch lange hielt sich der Hexenglaube, und 1738 flammten sogar noch einmal im Bergischen die Scheiterhaufen auf. Im Amte Mettmann führte der Richter Schwarz einen Hexenprozeß durch, dessen Bericht erhalten ist und der das finsterste Mittelalter aufleben ließ. Die beiden „Hexen“, Helena Curtens und Agnes Olmanns, wurden 1738 öffentlich in Gerresheim verbrannt. Richter Schwarz lud dazu sogar die Einwohner der Nachbarorte ein und empfahl den Eltern, ihre Kinder mitzubringen, damit sie durch dieses Exempel von dergleichen Untaten abgeschreckt würden. Doch muß auch erwähnt werden, daß die Rechtspflege in anderer Hinsicht ein erfreuliches Bild zeigte und viele gute Bestimmungen erlassen wurden.

Karl Theodor

Da der Kurfürst Karl Philipp keinen Nachfolger hatte, bestimmte der Kaiser im Einvernehmen mit Frankreich, der Kurpfalz und Bayern, daß Jülich-Berg an das Haus Pfalz-Sulzbach käme. Preußen fühlte sich dadurch zurückgesetzt, und beinahe wäre

es zum Kriege gekommen. Friedrich der Große richtete aber nach dem Tode des Kaisers 1740 seine ganze Aufmerksamkeit auf den Erwerb Schlesiens, das ihm wichtiger und bedeutender erschien.

Als Karl Philipp 1742 starb, folgte ihm in der Regierung Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach. Er war bei seinem Regierungsantritt erst 18 Jahre alt. Der junge Kurfürst war ehrlich bemüht, die inneren Zustände zu heben. Persönlich besuchte er die Städte des bergischen Landes und besichtigte Fabriken in Elberfeld, Barmen, Solingen, Burg, Lennep und Hückeswagen.

Von den Kaufleuten und Fabrikanten ließ er sich Vorschläge unterbreiten und gewährte zur Hebung des Gewerbes fördernde Privilegien. Karl Theodor erließ auch eine Reihe von fortschrittlichen und segensreichen Gesetzen und Bestimmungen zur Förderung von Gesundheit und Pflege der Bewohner. Das Straßennetz wurde erweitert und verbessert, so daß im Bergischen bald ein erfreulicheres Bild herrschte als in der Pfalz. Meistens residierte er in Mannheim oder Schwetzingen. Doch auch Düsseldorf hatte ihm viel zu verdanken. Er gründete die Kunstakademie, ließ die schon von Jan Wellem geplante „Karl-Stadt“ ausbauen und baute den Jägerhof, den Hofgarten und vor den Toren der Stadt das Lustschloß Benrath.

In die Zeit seiner Regierung fällt der österreichische Erbfolge- und der Siebenjährige Krieg, der auch dem bergischen Land viele Drangsale brachte. Franzosen, Engländer, Hannoveraner und Preußen waren im Lande. Die Einquartierungen und Durchmärsche, die Requisitionen nahmen kein Ende und manche Chronik berichtet ausführlich über die Nöte und Unbilden, die die Einwohner erleiden mußten.

Wir suchen zur Veröffentlichung in unserer Werkszeitung laufend Artikel in Form von Erzählungen, Erlebnisberichten, Beobachtungen und Betrachtungen, die von Arbeitskameraden geschrieben sind.

DAS NEUE BUCH

Heinrich Satter: „Deutschland ohne Feigenblatt“, überraschende Ergebnisse der Meinungsforschung, 220 Seiten, 9,80 DM, Verlag Mensch und Arbeit in der F. Bruckmann KG, München.

Wer hätte gedacht, daß sich aus nüchternen Ergebnissen der Meinungsforschung ein so interessantes, geradezu aufregendes Buch gestalten ließe, in dem die Zahlen nur als letzte i-Punktchen der Beweisführung die geistige Haltung des heutigen deutschen Menschen aufleuchten lassen. Witzig-satirisch-geistreich, mit gutgemeinter Ironie gewürzt, ist es doch voll tiefster und aufschlußreicher Bedeutung. Heinrich Satter hat sich in das Material des deutschen Ennid-Institutes für Meinungsforschung versenkt und plötzlich entdeckt, daß diese Zahlen sprechen, eine sehr deutliche und lebendige Sprache sogar, und dann den Bundesbürger Meyermüller gefunden, wie er auf der Straße, im Büro, zu Hause, am Stammtisch, seine Meinung sagt über Adenauer, die Wehrmacht, über Jazz, Steuern, die Prinzessin Margret, über dies und jenes, was täglich so anfällt. Da steht nun klipp und klar, was er denkt, der Herr Meyermüller — das ist im Durchschnitt jeder von uns —, und siehe da — der bundesrepublikanische Deutsche steht plötzlich ohne Feigenblatt da. Er hat sich selbst enthüllt, und Heinrich Satter hält ihm unter die Nase, wie geistig arm und bloß er ist. Wie peinlich! Geradezu genial hat der Verfasser Zahlen und Tabellen zu sprechenden Zeugnissen unserer Zeit werden lassen und einen Stil gefunden, der sich an diesen Zahlen entzündet, dann in heller Freude über die entdeckten Wahrheiten lodernd und bis zur letzten Silbe fasziniert. Ein Bestsellert bester Art. hg



Roy DeCarava/Langston Hughes: „Harlem-Story“, ein Bilderbuch vom Alltagsleben in Harlem, 100 Seiten mit 130 Bildern und Text, 6,80 DM, Verlag Langewiesche-Brandt, München.

„Wir haben so viele Bücher darüber, wie böse das Leben ist; vielleicht ist es Zeit, einmal zu zeigen, wie gut es ist“, sagte Amerikas berühmter Negerlyriker Langston Hughes, tat sich mit dem Negerfotografen Roy DeCarava zusammen und schuf diese herrliche, aus tiefstem Erleben geborene Harlem-Story. Sie kommt zur rechten Zeit, in der die Augen und Herzen aufgeschlossener sind als je durch die letzten Erschütterungen, die die Menschen doch näher zusammenrücken und einander besser verstehen lassen. Hier schlägt, für uns fast greifbar, das Herz von Harlem, wie wir es noch nie schlagen hörten, das Herz der schwarzen Bürger von New York, in schlichten, aber um so wirksameren, höchst eindrucksvollen und aufschlußreichen Bildern. Großartige Schnappschüsse führen uns auf die Straßen, Plätze, in die Wohnungen, und die alte Negeroma Mary Bradley erzählt, wie eben nur eine Mutter erzählen kann, wie es so zugeht in Harlem,

HARLEM-STORY



was so alles geschieht, bei sich zu Hause, bei ihren Bekannten, in ihrer Umgebung. — „Ich finde es so hübsch mit anzusehen, wenn ein Kind mit seinem Vater spricht“, sagt sie zu einem Bild, und hierin spiegelt sich die ganze Liebe zum Leben auch des schwarzen Menschen, der Freuden und Leid, Geburt, Liebe und Tod und all die täglichen Sorgen nicht anders erlebt als wir. Dieses kleine, so ungemein sympathische Werk ist eine der interessantesten Neuerscheinungen, die man nur weiteste Verbreitung wünschen kann. hg

David Dodge: „Vater und sein Vogel“, zwei glückliche Jahre in Peru und den peruanischen Anden, mit 35 Federzeichnungen von Irv Koons, 245 Seiten, 10,80 DM, Albert Müller Verlag, Rüschlikon bei Zürich.

Nicht nur als Kriminal-schriftsteller, sondern vor allem durch seine entzückenden, von wirklichem Humor getragenen Reise-schilderungen hat sich David Dodge auf der ganzen Welt Freunde erworben. Das vorliegende Buch ist das Dritte dieser Serie von Erlebnissen während einer Reise durch die lateinamerikanischen Staaten. In Arequipa, der über 2000 m über dem Meere liegenden, zweitgrößten Stadt Perus macht David Dodge zusammen mit seiner Frau Elva und seinem Töchterchen Kendal die Bekanntschaft mit einem anscheinend verrückten Specht, dessen Einfälle buchstäblich „über die Hutschnur gehen“. Doch noch interessanter sind die abenteuerlichen Ausflüge und Bergbesteigungen, die der Verfasser in den Hochanden unternimmt. Das, was uns heute so sehr fehlt, besitzt nämlich David Dodge in glücklicher Zusammensetzung: die rosarote Brille und einen nie versiegenden Humor, der selbst im Kampf mit dem Heiligen Bürokratismus nicht unterliegt. Selbst die ärgsten Nöte, die er drastisch-heitler zu schildern weiß, entlocken einem Lachtränen. Seine beiden anderen Bücher, „So grün war mein Vater“ und „Vater fliegt ins Blaue“, haben bereits einen großen Leserkreis gefunden. cg



MacKinlay Kantor: „Andersonville“, Roman, ein Buch aus der Welt der Männer, 774 Seiten, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Eines der dunkelsten Kapitel der amerikanischen Geschichte hat der bei uns bisher unbekannte Verfasser MacKinlay Kantor zu einem überaus fesselnden, alle Abgründe und Höhen menschlichen Daseins erfassenden Roman gestaltet: das Konzentrationslager von Andersonville, in dem während des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten um 1860 über 14000 Nordamerikaner umkamen. Es ist ein fast niederschmetterndes Dokument menschlicher Leiden und Irrungen, das alle ihre Stufen ohne Scham und Hemmung offenbart, vom wahnsinnigen Haß bis zur selbstlosen Aufopferung, vom Heldenmut bis zum Gangstertum, von zerstörender Grausamkeit bis zur entäußernden Güte, von restloser Verkommenheit bis zur Bewahrung eigener Würde, vom nackten Instinkt bis zur geistvollen Überlegung. Tausend Einzelschicksale, deren Schilderung zuweilen recht



starke Nerven des Lesers voraussetzt, werden zu einer einzigen Anklage gegen menschliche Unzulänglichkeit, gegen menschliche Entäußerung, gegen Menschlich-allzu-Menschliches, das selbst die Fantasie zu überbieten scheint. Menschen der selben Hautfarbe, der selben Sprache, vernichten und zerstören einander an Leib und Seele, nur weil sie verschiedener politischer Anschauungen sind. „Dem Urteil der Geschichte werden sie nicht entinnen“, schrieb R. Randolph Stevenson, ein Militärarzt der Konföderierten Arme dieser Jahre — und trotzdem geschah dasselbe wieder, obwohl die Welt das Urteil sprach, das leider die Menschen bis in die jüngste Zeit nicht zu beeinflussen vermochte. Es ist ein Buch aus der grausamen Welt der Männer, aus der Welt der Brutalität und Mißachtung, die der Verfasser mit lutherischer Sprachgewalt heraufbeschwört und als erschütternd-grandioses Monument vor uns stellt. cg

Herbert Kaufmann: „Rote Straßen — Schwarze Menschen“, 154 Seiten mit 68 Fotos, Nymphenburger Verlagshandlung, München.

Wenn man dieses Buch gelesen hat, ist einem, als kehre man von einer Reise durch Afrika heim, nicht durch das, das ein Nachtigal, ein Peters oder v. Wißmann erforschte, sondern von einer Forschungsreise durch den modernen schwarzen Erdteil mit all den Gegenwartsproblemen des 20. Jahrhunderts. Der ungeheure Wandel, den dieser Kontinent von Algier bis zum Kap zur Zeit durchmacht, wird augenscheinlich. Ja, er wird dem Leser so nahegebracht, als wäre er selbst zusammen mit dem Verfasser Gast des Emirs in Britisch-Nigeria, besuchte den König von Buganda und erführe dort die Hintergründe der Abdankung des im vergangenen Jahre Vielbesprochenen und seiner Berufung nach England oder verlasse mit Herbert Kaufmann zusammen entsetzt die Slums von Johannesburg. Was dieser sich so sehr wandelnde Erdteil an Überraschungen bietet, wird äußerst lebhaft und aus eigener Erfahrung geschildert. Nicht mit leichtfertigen Urteilen, sondern in besonnener Auseinandersetzung mit allen den völkerkundlichen, sozialen und kulturellen Problemen, die sich in verwirrender Fülle dem Betrachter zeigen. Es ist kein Abenteuerbuch, wenn abenteuerliche Zwischenfälle auch nicht fehlen, die weiter niemanden wundernehmen, wenn man bedenkt, daß Herbert Kaufmann zwei Jahre lang mit einem klapprigen Wagen dieses ungeheure Land in seiner Nord-Süd-Ausdehnung durchfuhr, Hochwasser führende Flüsse und den westlichen Teil der Wüste Sahara durchquerte. Die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung tritt besonders gut durch die ausgezeichneten Fotos des reichhaltig illustrierten Buches hervor, und man kommt selbst zu dem Schluß, daß Afrika nicht einfach „schwarz“ ist, sondern, daß ebenso verschiedenartig wie die Tönung der Hautfarbe der Eingeborenen, die vom hellen Gelb bis zum dunkelsten Braun variiert, auch die Probleme sind, die die neue Zeit mit sich brachte, als sie bis zu dem schwarzen Kontinent vordrang. Herbert Kaufmanns Buch „Rote Straßen — Schwarze Menschen“ gehört zu den besten seiner Art, weil es uns in eindringlich-anschaulicher Weise mit alledem vertraut macht, was sich hinter der schwarzen Hautfarbe, auf den Straßen der keimenden Städte, in ihren oft geheimnisvollen Winkeln und Vierteln verbirgt, das wenigstens auf diese Weise zu erleben und die Seele des schwarzen Erdteils kennenzulernen doch so unheimlich interessant, aber auch zu wissen notwendig ist. cg



Louis Bromfield: „Welch eine Frau“, Roman, 348 Seiten, 14,80 DM, Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart.

Der Autor, bekannt durch seinen Roman „Der große Regen“, versteht es meisterhaft, immer wieder zu fesseln. Seine Gestalten sind so lebendig, die einzelnen Schicksale so wirklickeitsnah, daß der Leser fasziniert ist und sich dem Banne seiner Darstellungen nicht entziehen kann. „Welch eine Frau“ spielt in einem ganz anderen Milieu als „Der große Regen“. In einer kleinen Stadt mit all ihrem Klatsch und Tratsch, ihrer Engstirnigkeit, ist Emma Downes die Hauptfigur, eine von ihrem Mann verlassene Frau, die sich mit ihrem Sohn dem Nichts gegenübersieht und nun durch außerordentliche Tatkraft und eisernen Willen ihr Geschick meistert, um ihr Leben zu jener Höhe zu führen, die sie für erstrebenswert und allein glücklich machend hält. Sie schafft es auch bis zu einem gewissen Grade; doch sie bescheidet sich nicht. In ihrer Verblendung versucht sie, auch das Schicksal ihres von ihr überaus geliebten Sohnes in die Hand zu nehmen, und steckt für ihn ein Ziel, dem er nicht gewachsen ist. Hier scheitert sie und muß nach vielen Prüfungen und Irrungen einsehen, daß auch ihr Grenzen gesetzt sind. Es wäre nicht wahr, würde man sagen, daß die Gestalt dieser Frau besonders liebenswert sei; bewundernswert aber ist sie auf jeden Fall. Die peinlich genaue, wesentliche, sprachlich und inhaltlich gleichermaßen ausgewogene Schilderung des Lebensschicksals einer Frau, die sich zu Höherem erkoren fühlt und mit Energie, aber auch mit Überheblichkeit und Selbstbetrug die Mitmenschen übertrumpfen will, hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck. cg



„Herders Kleines Bildungsbuch“, 860 Seiten Text mit vielen Abbildungen und 215 Abbildungen auf 160 Bildtafeln, Leinen 14,50 DM, Verlag Herder, Freiburg.

Die Meinungsforschung hat unter anderem das Ergebnis erbracht, daß das Wissen des Durchschnittsbürgers sehr zu wünschen übrig läßt, daß selbst einfachste Zusammenhänge in der Technik, Wirtschaft, Politik oder Kultur nicht verstanden sind und diese Unwissenheit sich allmählich auf das gesamte Leben nachteilig auswirkt. Diesem Übel will auch „Herders Kleines Bildungsbuch“ abhelfen. Hier steht, was jeder von sich und der Welt wissen muß, will er nicht als Dummkopf gelten, weil Lesen- und Schreibenkönnen allein heute nicht mehr genügen. Dieses Bildungsbuch führt zu den Wurzeln der Technik, läßt das Funktionieren des Staatsgefüges verstehen, erklärt den Sinn der Kunst und orientiert über alles, was eine Rolle spielt. Das Schlussregister umfaßt allein 2500 Stichwörter. Das Besondere aber ist, daß die großen Zusammenhänge aufgezeigt werden, die für das Verstehen der Vorgänge in der Welt so wichtig sind. „Herders Kleines Bildungsbuch“ ist so reichhaltig und lebensnah im Inhalt, daß es wert ist, den Weihnachtsgäbentisch zu zieren, und aufs beste geeignet, echtes Wissen und wahre Bildung zu vermitteln. hg



ALS AUSTAUSCHSTUDENT IN Jugoslawien

Der Verfasser dieses Reiseberichtes hat in unserer Lehrwerkstatt seine Lehrlingszeit als Former durchgemacht, anschließend verschiedentlich in den Ferien in unserem Werk als Werkstudent gearbeitet und studiert an der Bergakademie Clausthal-Zellerfeld.

Als einzig kommunistisch regiertes Land hat sich Jugoslawien dem unter allen westeuropäischen Staaten vereinbarten internationalen Studentenaustausch angeschlossen. Kein Wunder, daß es mich reizte, dieses Land kennenzulernen, von dem man bislang nur aus Zeitungen und Zeitschriften zum Teil recht widersprechende Nachrichten gehört hatte. So bewarb ich mich im Frühsommer dieses Jahres auf ein entsprechendes Angebot eines Stahlwerkes in Slowenien um eine Anstellung als Praktikant für die Dauer von zwei Monaten, und ich hatte Glück, die Wahl fiel auf mich. Am 7. August saß ich abends, das Blauleinen und vorsorglich auch etliche Dosen DDT sorgfältig in meinem Koffer verpackt, im Zuge gen Süden. Meine Erwartungen waren naturgemäß hochgespannt und meine Zuversicht groß, da mir bei einer Arbeitszeit von 48 Stunden in der Woche neben freier Unterkunft und Verpflegung als Taschengeld 8000 Dinar monatlich, das entspricht etwa 67 DM, zugesichert waren.

Die Zollkontrolle an der österreichisch-jugoslawischen Grenze war auf einige Stichproben beschränkt, und schon nach einer halben Stunde Wartezeit fuhr der Dalmatienexpress mit allerdings nunmehr 40 Stundenkilometern weiter, um von nun an auf allen größeren Bahnhöfen längere Zeit Aufenthalt zu haben. Ich hatte auf dieser Reise also viel Muße, eine erste Ausschau zu halten, und da waren es mehrere Dinge, die dem Fremden unverzüglich ins Auge fielen: die sehr bescheidene und teilweise auch abgetragene Kleidung der Bevölkerung, der allgegenwärtige fünfeckige rote Stern, der von den Dächern der volkseigenen Betriebe leuchtete, die Mützen der Bahn- und Postbeamten zierte oder sich in den Abzeichen irgendeines Sportvereins oder einer Jugend-



gruppe wiederfand, nicht zuletzt aber die überraschende Fülle verschiedenartigster Eßwaren und Getränke auf den gefüllten Buffets der Bahnhöfe. Meine Ansicht, daß das lebhafte Kommen und Gehen vor diesen Auslagen darauf schließen lassen müsse, daß die dort zum Kauf angebotenen Dinge für die Bevölkerung erschwinglich seien, erwies sich bald als ein Irrtum. Ich erfuhr aus den zahlreichen Gesprächen, welche ich im Verlauf meines Aufenthaltes mit jugoslawischen Arbeitern führen konnte, daß ihr Stundenverdienst zwischen 38 und 50 Dinar beträgt, wobei eine D-Mark etwa 120 Dinar gleichzusetzen ist. Das einzige, was auch angesichts dieses niedrigen Lohnniveaus billig ist, ist Schnaps.

Gegen 21.30 Uhr erreichte ich meinen Bestimmungsort Celje. Angesichts der vorgeschrittenen Stunde bat ich einen Passanten, mir den Weg zu einem Hotel zu zeigen, wo ich ein sehr sauberes Zimmer mit Doppeltür und Doppelfenster, fließendem warmen und kaltem Wasser, Couch und Bett für den erstaunlich niedrigen Preis von 450 Dinar erhielt.

Am nächsten Vormittag fuhr ich zeitig mit einem Omnibus zu dem 6 km von Celje entfernt liegenden Werk Zelezarna Store. Die Fabrik liegt eingebettet in bewaldete Berge in einer überaus reizvollen Umgebung. In der Pförtnerstube fand ich an der Wand ein großes Bild von Tito, wie ich es

auch schon im Hotel und einem Restaurant am Vorabend gesehen hatte. Der Pförtner führte mich zum Sekretär, der mich nach Erledigung der Formalitäten dem Direktor des Werkes vorstellte. Der Empfang war außerordentlich herzlich, und ich muß gestehen, daß ich während meines ganzen Aufenthaltes immer wieder Beweise der Liebenswürdigkeit und der freundlichen Hilfsbereitschaft erhielt. Von dem Leiter der Personalabteilung wurde ich nach besonderen Wünschen wegen meines Quartiers und evtl. Besichtigungsreisen gefragt. Er entließ mich mit einem vorläufigen Taschengeld von 5000 Dinar und dem freundlichen Wunsch, daß es mir in Jugoslawien gut gefallen möge.

Ein Firmenwagen brachte mich in mein neues Quartier, ein an einem Berghang gelegenes bescheidenes, aber sauberes Hotel. Die Einrichtung war weniger komfortabel als am Vorabend, aber immer wieder konnte ich feststellen, daß das Zimmer in tadellosem und sauberem Zustand gehalten wurde. So fehlte es z. B. niemals an frischen Blumen. Besonders reizvoll war der Blick vom Fenster meines Zimmers auf die alte, wirklich wunderschöne Stadt Celje. Ihre Stellung als Grenzstadt gegenüber den Türken und die bis zum Jahre 1918 währende Zugehörigkeit zu Österreich haben bewirkt, daß das Stadtbild mit seinen vielen Kirchen typisch deutsche Züge aufweist. Auf den umliegenden Bergen leuchten allenthalben die frischweißen Wände kleiner Kapellen.

Die Wirtschaft

Den Nachmittag meines ersten Tages in Celje benutzte ich zu einem ausgiebigen Bummel durch die Stadt, und es lag nahe, mir besonders die Geschäfte und ihre Auslagen anzusehen. Bemerkenswert war auch hier wiederum das reichliche Warenangebot in den Lebensmittelgeschäften. Gleiches galt für Schuh- und Textilgeschäfte, jedoch offensichtlich nur in einer verhältnismäßig kleinen Auswahl. Überall verspürt man die Tendenz zu einer einheitlichen Form, während auf der anderen Seite die Qualität vielfach zu wünschen übrig zu lassen scheint. Das Preisniveau hingegen ist, von den Lebensmitteln abgesehen, für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs, gemessen an den vorhan-

denen Verdienstmöglichkeiten, außerordentlich hoch. So kostet z. B. ein einfaches Oberhemd etwa 2000 Dinar, ein Paar Schuhe 2000 bis 3000 Dinar, ein Fahrrad Marke „Partizan“ oder ein Rundfunkgerät — übrigens alles Erzeugnisse aus dem eigenen Land, da Devisen knapp sind — 35 000 bis 40 000 Dinar. Für den westlichen Besucher fallen die Schwächen der staatlich gelenkten Wirtschaft besonders auf: es gibt zwar Feuerzeuge aber selten Feuersteine. An Ersatz-Heizspiralen für elektrische Kochplatten ist nur schwer zu kommen. Obwohl viele Geschäfte mit Defizit arbeiten, werden fortlaufend neue gebaut und eröffnet. Dabei erschien mir besonders widerspruchsvoll die Vielzahl der Läden, in denen Trecker und ähnliche landwirtschaftliche Maschinen angeboten werden, Dinge also, für die doch offensichtlich nur eine ganz geringe Käuferschicht vorhanden ist. Diese Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß in Jugoslawien alle Fabriken und Geschäfte verstaatlicht sind und auch die mit dem Verkauf der erzeugten Ware beauftragten Angestellten einen festgesetzten Lohn erhalten, der von der Geschäftslage unabhängig ist, und auf dessen Höhe sie auch keinerlei Einfluß haben. Zweifellos dient die Vielzahl dieser Läden mit der bemerkenswerten Fülle der ausgelegten Waren gewissen politischen Zwecken. Es soll der Bevölkerung gewissermaßen vor Augen geführt werden, wie sie in näherer oder fernerer Zukunft wird leben können.

Eins ist unbestreitbar: das Land ist in den wenigen Jahren der Nachkriegszeit außerordentlich stark industrialisiert worden. Die Erzeugung geht zu einem ganz überwiegenden Anteil in den Export. So hörte ich z. B., daß in manchen Jahren die gesamte Tabakernte ausgeführt wurde, während für den Inlandbedarf ein minderwertigerer, billigerer Tabak aus Indien importiert wurde. Freilich hat die Stromerzeugung keineswegs mit dem Anstieg der Industrialisierung Schritt halten können, so daß zahlreiche Fabriken bis zu 6 Monaten im Jahr stillgelegt werden müssen.

Es liegt nahe, daß ich als Gast des Landes politische Gespräche tunlichst vermieden habe. Als ich trotzdem im Verlauf einer Unterhaltung einmal die Frage stellte, wie eigentlich Tito an die Macht gekommen

sei, antwortete man mir, überrascht über eine derartige Fragestellung: „Ja, Tito war doch der Partisanenführer.“

Das Werk Zelezarna Store

Der 2. Tag meines Aufenthaltes in Celje war einer eingehenden Betriebsbesichtigung gewidmet, in deren Verlauf ich auch allen verantwortlichen leitenden Herren vorgestellt wurde. Das Werk umfaßt eine Walzen- und Kokillengießerei, welche auch eine allerdings geringfügige Produktion an Maschinenguß einschließt, und ein Walzwerk mit einem in den Jahren 1953/54 von der DEMAG gebauten Niederschacht-ofen, bei dem Roheisen auf elektrischem Wege erschmolzen und Koks ausschließlich zur Reduktion zugesetzt wird, sowie mit einem 30-t-Siemens-Martin-Ofen. Die Belegschaft zählt 1500 Mann. Gießerei und Walzwerk befinden sich nicht auf letztem technischem Stand und sind zum Teil mit Maschinen und Kränen ausgerüstet, welche aus Reparationsleistungen herrühren. In der Formerei wird fast ausschließlich von Hand geformt. Es gibt keine Modellschlosserei. Ein großer Teil der aus Deutschland stammenden und ursprünglich aufgestellten Formmaschinen war verschrottet worden. Überraschend groß war die Anzahl der in der Formerei arbeitenden Frauen, welche übrigens meist die schwerste Arbeit verrichteten. Die Gleichberechtigung der Frau schien im Betrieb besonders genaue Beachtung zu finden, denn keiner der Männer zeigte sich geneigt, den weiblichen Arbeitern bei körperlich schweren Verrichtungen zur Hand zu gehen. Ungeachtet des unbefriedigenden technischen Standes war übrigens das Qualitätsniveau erstaunlich hoch. Zur Schmelzerei gehörten drei Kupolöfen sowie zwei Siegerländer Flammöfen. Die Gießpfannen wurden durch kleine Holzfeuer vorgewärmt.

Einem ausländischen Praktikanten mutete man nach diesem Betriebsrundgang offensichtlich keine weiteren körperlichen Strapazen zu, denn um 13.30 Uhr wurde ich ins Hotel zurückgefahren, um rechtzeitig zu meinem Mittagessen zu kommen. Am nächsten Tage beantwortete man meine Frage nach einer konkreten Arbeit, dazu sei ich nicht da, ich solle mir erst einmal die Fabrik anschauen.

Als ich nach Ablauf einer Woche einen Ingenieur wiederum fragte, erklärte er

mir: „Wenn Sie unbedingt arbeiten wollen, mir soll es recht sein. Sie brauchen aber nicht. Im übrigen habe ich heute leider wenig Zeit. Kommen Sie nächste Woche noch einmal vorbei.“ Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß es dabei geblieben ist, und so sollten eigentlich die Samstage und Sonntage zu den anstrengendsten für mich werden, weil ich am Wochenende stets eingeladen war und die Gastfreundschaft keine Grenzen kannte. Übrigens konnte ich mich in der Fabrik frei und ohne Begleitung in allen Abteilungen bewegen und stieß allenthalben auf ausgesuchte Höflichkeit. Was mir immer wieder auffiel war die Tatsache, daß man sich grundsätzlich untereinander durch Abnehmen der Mütze begrüßte und diese vielfach in der Hand behielt, bis das Gespräch beendet war.

Natürlich war auch ich immer wieder einer Fülle von Fragen ausgesetzt, die sich im Grunde immer wieder ähnelten: was verdient ein Arbeiter in Deutschland, wie lange muß er für ein Hemd oder einen Anzug arbeiten, was kostet ein Motorrad (stiller, aber unerfüllbarer Wunsch aller Jugoslawen, die den Preis vom 250 000 Dinar bei den geringen Verdiensten natürlich nicht aufbringen können). Ich war manchmal in Verlegenheit, was ich ihnen antworten sollte. Umgekehrt waren die Fragesteller glücklich, wenn ich ihnen bestätigte, daß die Regelung der Arbeitszeit, der Krankenversicherung, des Urlaubs und der Altersversorgung ähnlich wie bei uns ist. Auf der anderen Seite gibt es keinerlei Einflußnahme auf die Löhne. Die Möglichkeit eines Streiks ist völlig ausgeschlossen. Wer arbeitslos wird, muß die erste ihm angebotene Stelle annehmen, wenn er sich nicht aller Rechte begeben will. In vielen Köpfen herrscht der Gedanke der Auswanderung vor. Das ist eine Illusion, denn die Genehmigung zur Ausreise würde nicht erteilt.

Als ich eines Tages den Wunsch äußerte, ein paar Tage Urlaub zu nehmen, um die Adria zu sehen, bat mich am nächsten Tag der Sekretär zu sich und übergab mir einen genauen Fahrplan sowie den Namen eines zum Syndikat gehörigen Hotels auf der Insel Raab. Schließlich händigte er mir das Geld für die Fahrtkosten und den Aufenthalt und endlich auch noch ein besonderes Taschengeld aus. Er schlug mir



vor, ich solle eine Woche auf der Insel bleiben, auf der Rückreise in Postojna eine berühmte Tropfsteinhöhle besichtigen und dann nach Celje zurückkehren, um am darauffolgenden Tag zur Internationalen Messe nach Zagreb zu reisen. Von diesem letzteren Angebot habe ich keinen Gebrauch gemacht, weil ich kurz vor Eröffnung der Messe bereits mit einem Firmenwagen dort gewesen war und mir die Pavillons der ausstellenden Länder, vor allem der Ostblockstaaten, der UdSSR und Rot-Chinas angesehen hatte. Als man mich dann noch in der nächsten Woche für ein paar Tage in die Berge schicken wollte, glaubte ich, das ablehnen zu sollen, um die Gastfreundschaft nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Zum Schluß sei verraten, daß mich der Sekretär zum Abschied zu einem Essen einlud, das von mittags bis zum Abend dauerte und bei dem abwechselnd knusprig gebratene Hühnerbeinchen mit Wein und türkischer Kaffee gereicht wurden. Es kam mir wirklich von ganzem Herzen, als ich immer wieder meinem Dank für die schönen Ferien und die Freundlichkeit Ausdruck gab, die ich in diesen zwei Monaten in Jugoslawien erlebt hatte.

Wolfgang Lippe, Clausthal-Zellerfeld

Zum Nachdenken

Der Geschmack ist das literarische Gewissen der Seele.
Joubert

Gescheite Leute sind immer das beste Konversationslexikon.
Goethe

Wo Kleinmut und Unverstand nur Niederlagen erblicken, gewahrt der Weiterschauende Anstoß zu neuen Taten.
Otto Michel

Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm sittlicher Kräfte.
Conrad Ferdinand Meyer

Tägliche Arbeit zu bestimmten Stunden kann heilsam sein wie regelmässige Bestrahlungen.
Hans Carossa

Das ist eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.
Eckermann

Was Große tun, beschwatzen gern die Kleinen.
Shakespeare

Für kein Gut der Welt und keinem Menschen zuliebe darf irgend etwas Schlechtes getan werden.
Thomas von Kempfen

Wenn alle Tage im Jahre gefeiert würden, dann würde Spiel so lästig sein wie Arbeit.
Shakespeare

In jedem Berufskreise nehmen die erfahrenen Alten, wenn sie die rechten Leute sind, eine Stellung ein, mit der kein Jüngerer wetzeln kann.
Mommsen

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.
Goethe

Hilf mir nur erst aus meinen Nöten, Freund, die Rede kannst du nachher halten.
Lafontaine

Am besten erkennt man den Charakter eines Menschen bei Geldangelegenheiten, beim Trinken und bei Zorn.

Aus dem Talmud

DIE NEUE SCHALLPLATTE

Johann Sebastian Bach Suite Nr. 3 D-dur

An reiner Orchestermusik hat uns Bach neben den 6 Brandenburgischen Konzerten vier Orchestersuiten hinterlassen. Wie es in seiner Zeit Brauch war, nannte er diese Kompositionen nach dem Einleitungssatz Ouvertüren. Da aber einer groß angelegten Ouvertüre Tanzstücke, wie Gavotte, Bourree, Menuett und Gigue folgen, liegt die Bezeichnung Orchester-Suite näher. Von diesen Suiten wird die dritte in D-dur am häufigsten gespielt. Sie ist in den Instrumenten mit einem Streichersatz und Continuo (Cembalo), zwei Oboen, drei Trompeten sowie Pauken besetzt. Eine Fülle hinreißender Musik sprudelt uns in dieser Ouvertüre entgegen. Es folgt eine der bekanntesten und volkstümlichsten Melodien Bachs, die berühmte „Air“, die in einem herrlichen Satz der Streicher als reinste Offenbarung der absoluten Musik empfunden wird. In der heiteren Gavotte bestimmen die Trompeten glänzend und festlich den Satz. Im Schatten der „Air“ und der Gavotte wirkt die Bourree etwas blaß, während die abschließende Gigue nochmals elegant und graziös die Klangpracht echter Barockmusik zum Ausdruck bringt. Erstaunlich ist die Kunst, mit der ein solches Ensemble wie das Stuttgarter Kammerorchester unter Karl Münchinger alte Musik stilvoll zu interpretieren versteht. Wohlthuend ist die klare und lebendige Beseeltheit, mit der hier musiziert wird und durch die man einen tiefen Einblick in die Schönheit und den Reichtum dieser Klangwelt erhält. Derartig werkgetreue Wiedergaben werden dankbar entgegengenommen.
(Decca 33 UpM LX 3002)

Ludwig van Beethoven Konzert für Violine und Orchester D-dur op. 41

Es ist sehr schade, daß Beethoven nur ein Konzert für Violine und Orchester geschrieben hat. Von der Genialität dieses Musikers zeugt es, daß er mit seiner einzigen Komposition dieser Art das schönste und bedeutsamste Werk geschaffen hat. Wer um Beethovens geringschätzige Abneigung weiß, mit der er der Violine als Soloinstrument nur begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten zugesteh, ist über die vollkommene geigengerechte Behandlung des Soloparts verblüfft, dem der Orchesteranteil in seiner glänzenden Erscheinung und Bedeutsamkeit des instrumentalen Ausdrucks nicht nachsteht. Immer werden es nur wahrhaft große Künstler sein, die dieses Werk in lebendigen Klang umzusetzen vermögen. Zu der Gruppe gehört auch der Interpret vorliegender Aufnahme, Wolfgang Schneiderhan. Die Bereitschaft, mit welcher der Künstler musiziert, weist ihn als Musiker der Spitzenklasse aus. Er zeigt sich technisch wie künstlerisch allen Problemen des D-dur-Konzertes gewachsen. Durch seine klare und souveräne Technik, durch seine warme und gepflegte Färbung vermittelt er den wahren Geist dieses Werkes. Zusammen mit den Berliner Philharmonikern erreicht Wolfgang Schneiderhan mit absoluter Sicherheit die virtuose Meisterschaft.
(Deutsche Grammophon 33 UpM 18 099 LPM)

Wolfgang Amadeus Mozart Divertimento D-dur KV 136 Divertimento B-dur KV 137 Konzert für Flöte und Orchester Nr. 1 G-dur KV 313

Am Ende des Jahres, in dem so überschwänglich der 200. Geburtstag Mozarts gefeiert wurde, soll mit der Aufnahme des Konzertes für Flöte und Orchester Nr. 1 und den Divertimenti D-dur und B-dur dieses Genius gedacht werden. Im Flötenkonzert findet sich ein ausgezeichnete und fein durchgearbeiteter Solopart, der uns Mozart als Kenner der Violine ausweist, aber dennoch dem

Blasinstrument Gelegenheit bietet, sich seinem Wesen nach voll zu entfalten. Geistig steht das Flötenkonzert dem ersten Violinkonzert nahe. Die Soloflöte bläst der bekannte Gastone Tassinari. Mit echtem Stilempfinden dringt er in die Tiefe des Konzerts, und zusammen mit der Camerata Academica des Salzburger Mozarteums unter Mozartspezialist Professor Bernhard Paumgartner trifft er die Ausgewogenheit von Form und Inhalt. Auf der Plattenrückseite dirigiert Christoph Stepp das Münchener Kammerorchester mit den beiden Divertimenti. Gegenüber dem Flötenkonzert sind diese beiden Kompositionen als höfliche Unterhaltungsmusik geschrieben, musikalisch problemlos, dennoch lieblich und reizend anzuhören.
(Deutsche Grammophon 33 UpM LPM 18 319)

Clemens Krauss dirigiert sein letztes Neujahrskonzert

Am 16. Mai 1954 legte der bekannte Dirigent Clemens Krauss den Taktstock für immer aus der Hand. Mitten in der Probenarbeit riß ihn der Tod aus der Fülle und Kraft reifen Schaffens. Im Nachruf wurde ihm bestätigt, daß er ein Grandseigneur unter den großen Dirigenten, ein Vollblutmusiker und ein Theatermensch ersten und höchsten Ranges gewesen sei. Wer die erfolgreichen Stationen seines Lebens kennt, weiß, daß die Nachwelt mit Recht um einen ihrer besten Musiker trauert. Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit als Konzert- und Opernleiter blieb der gebürtige Wiener seiner Heimatstadt, besonders der Wiener Musik, eng verbunden. Seine Liebe zu Wien und seiner Musik stellt das Neujahrskonzert dar, das die Wiener Philharmoniker, einer Idee Clemens Krauss folgend, alljährlich am 1. Januar veranstalten und dessen Programm nur Werke von Strauß enthält. Decca hat das letzte Neujahrskonzert mit Clemens Krauss auf einer Langspielplatte eingefangen und damit dem großen Dirigenten ein ewiges Denkmal gesetzt. (Inhalt der Aufnahme: An der schönen blauen Donau — Auf Ferienreisen — Bei uns z'haus — Sphärenklänge — Annen-Polka — Plappermäulchen — Radetzky-Marsch.)
(Decca 33 UpM LK 40 100)

Für unsere Schlagerfreunde hörten wir:

Auf Polydor Peter Alexander mit seiner inzwischen bekannt gewordenen Aufnahme aus dem Film „Musikparade“, „Auf der Piazza von Milano“ und „Mama di Mandolin“ in einer Begleitung der Orchester Adalbert Luczkowski und Kurt Edelhagen (23 301).
Zu einem großen Erfolg für den gleichen Sänger wird der Foxtrot „Ich weiß, was Dir fehlt“. Mit Begeisterung werden Sie diese Aufnahme hören, die Ihnen so gut gefallen wird, daß Sie sie besitzen wollen. Auf der Plattenrückseite ist das Lied „Im Hafen unserer Träume“ (23 299).
„Die schönen Mädchen von Milano“ besingt Jörg Maria Berg. Begleitet vom Orchester Erwin Halletz bringt er den Tango „Es leuchtet das Kreuz des Südens“ auf der gleichen Platte zu Gehör (23 332).
Carlos und seine Cuban-Boys assistieren Silvio Franceschi in „Die blauen Nächte von Santa Maria“ und in dem Baião „Josefina“ (23 324).
„Illusion“ von Grothe und „Über die Prärie“ von Frimel in der interessanten und gepflegten Wiedergabe von Harry Hermann findet bestimmt begeisterte Aufnahme (23 328).
Die Reihe seiner bisherigen Erfolge setzt Helmut Zacharias und seine tanzenden Geigen mit „Scotch-Polka“ und dem Swing „Der fliegende Teppich“ fort (23 314).
Horst Fischer, Trompete, bläst auf einer Philips-Aufnahme den Foxtrot „Trumpet-Holiday“ sowie den „Rockin'-Blues“. Er wird von Willy Berking elegant und mit großem Einfühlungsvermögen begleitet (344 868 PF).
Im flotten Baion-Rhythmus stellen uns Horst Winter und die Telestars die Frage: „Wer will mit Lola heute tanzen gehen?“ Sehr einprägsam und mitreißend ist der Gegentitel „Oh Jimmy-Joe“, in dem

sich Horst Winter von einer ganz neuen Seite zeigt. Kurt Henkels und sein Orchester begleiten hier wirkungsvoll (45 850).

Die beliebtesten Kihula-Hawaiians mit zwei beachtenswerten Aufnahmen. Fragen Sie bitte nach „Drei braune Mädchen“ und dem „Manuela-Waltz“ (D 18 320).

Der folgenden Platte kann ein großer Erfolg vorausgesagt werden; dafür garantieren die allseits beliebten Geschwister Hofmann: „Wenn in Wald der Kuckuck ruft“ und „Das Edelweiß vom Wendelstein“ sind volkstümliche Schlagermusik in der beliebten Interpretation dieser beiden Sängerinnen (D 18 326).

Ihre besondere Aufmerksamkeit möge auch auf zwei Trompetenaufnahmen gelenkt sein, die sich würdig an die bekannten Nummern „O mein Papa“ und „The High and the Mighty“ reihen. Es sind die Titel aus dem Tonfilm „La Strada“, „Gelsomina“ und „Gracias“. Damit wird bestimmt Ihr Geschmack getroffen (317 547 PF).

Schenkt Musik

Wer liebe Freunde und Bekannte durch Geschenke erfreuen will, findet gerade in der Schallplatte ungeahnte Möglichkeiten. Wie schon in der letzten Ausgabe unserer Werkszeitung sollen Ihnen auch diesmal wieder Hinweise und Tips auf neue und wertvolle Aufnahmen gegeben werden.

Klassische Musik

Im Jahre 1771 komponierte Johann Sebastian Bach für den Markgrafen Christian Ludwig von Brandenburg sechs „Concerti grossi“. Die unter der Bezeichnung „Brandenburgische Konzerte“ diesem musiklebenden Adeligen gewidmeten Kompositionen sind als Muster spätklassischer Instrumentalmusik in die Musikgeschichte eingegangen und als erstklassige Meisterwerke zu bezeichnen. Bevorzugt wird das dritte Konzert, obwohl die anderen Werke diesem in keiner Weise nachstehen. Aufnahmen mit Bachs „Brandenburgischen Konzerten“ sind zum Verschenken ideal.

Sehr gut geeignet für die weihnachtliche frohe Stimmung ist auch die alte und weihnachtliche Turmbläsermusik. An dieser Platte werden Sie Ihre besondere Freude haben (ILP 147).

Romanze Nr. 1 und 2 von Beethoven, die Havanna und die Introduktionen sowie Rondo von Saint-Saëns hören wir in einer Aufnahme mit dem Geiger Jascha Heifetz (Electrola [W] BLP 1022).

Weniger bekannt ist das Brasilianische Konzert für Klavier und Orchester von Hebel Tavares, einem jungen Repräsentanten der brasilianischen Nationalmusik. Auf volkstümlichen Weisen fussend und aufbauend, schuf er ein Konzert, das man als der europäischen Romantik entstammend bezeichnen kann. Diese Komposition wurde mit der Fantasie und Polonaise für Klavier und Orchester gekoppelt. Beide Werke geben der Pianistin Felicia Blumental Gelegenheit, ihre virtuellen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen (Decca LK 40 254).

Den unsterblichen Heinrich Schliussus können wir noch einmal in seinen beliebtesten Opernpartien hören. In Arien aus „Rigoletto“, „Ein Maskenball“, „Don Carlos“, „Margarethe“ und im Auftrittlied aus dem „Bajazzo“ wird die Stimme dieses großen Sängers wieder lebendig (Deutsche Grammophon 19 039 LPem).

Volkslieder

Gefallen werden Sie auch an einer Serie bekannter deutscher Volkslieder finden, für deren Wiedergabe Margot Guillaume, Robert Titze sowie Chor und Orchester unter Ferdinand Schmitz zeichnen. Sie können auf 45er-Platten Lieder aus Hessen, der Pfalz, Schlesien, Pommern und Ostpreußen hören (UX 4702 — UX 4691, UX 4690 und UX 4703).

Schlagermusik

Wer leichte und beschwingte Klänge liebt, der lasse sich die 17-cm-Platte mit Will Glahé vorspielen, auf der der Altmeister des Akkordeons die bekannten Kompositionen „Rosamunde“, „Huckepack“, „Neapolitanisches Ständchen“ sowie

„Herz, Schmerz und dies und das“ in seiner beliebtesten Vortragsart bringt (Decca DX 1850).

„An der Alster, an der Elbe“, „Der Junge an der Reeling“, „Einmal noch nach Bombay“, „Wo die Nordseewellen“, „St. Pauli bleibt St. Pauli“ um singt unter dem Titel „Hamburg hol' di stief“ Bernhard Jaksch und Guschik Riek (Electrola GEOW 31—1030).

Das Tanzorchester ohne Namen und das Hansen-Quartett spielen und singen „Wochenend und Sonnenschein“, „Hab ein blaues Himmelbett“, „Maddalena“ und „Sag es mir noch einmal“ (Electrola SEGW 21-7814).

Helmut Zacharias, das Tango-Orchester Ricardo Santos und die Orchester Max Schönherr und Alfred Hause vereinigen sich zu einer Tanzstunde mit „April in Portugal“, „Olé Guapa“, „Nachtschwärmer“, „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“, „Chanson d'amour“ und „Tanzen möchte ich“ (Polydor 45 089).

Musik zum Tanzen

Der großen Nachfrage nach Tanzmusik steht ein reich sortiertes und sorgfältig zusammengestelltes Angebot gegenüber. Die Titel sind so verlockend und die Zahl der Solisten und Orchester so groß, daß bestimmt jeder das Richtige für sich finden wird. Greifen wir also hinein in die große Angebotskiste. Da angeln wir uns als erste Platte eine Aufnahme mit dem Hotcha-Mundharmonika-Trio heraus. Diese beliebten Künstler bieten auf dem volkstümlichsten aller Instrumente in gepflegter Interpretation ausgezeichnete Tanzmusik. Alle vier Titel „Hofkonzert im Hinterhaus“, „Alexanders Ragtime Band“, „Meet Mister Callaghan“, „12th Street Tag“ zeigen erstaunliche Leistungen (422 003 PE).

Wer kann noch ruhig sitzen bleiben, wenn Kurt Edelhagen zum Tanz bittet? Die Zusammenstellung des Programms ist typisch für diesen Orchesterleiter. Mit „Begin the Beguine“, „Charmaine“, „No can do“, „Moonlight-Serenade“, „In an little Spanish Town“, „Night and Day“, „Ramona“ und „Sam's Song“ präsentiert uns Kurt Edelhagen wieder einmal Tanzmusik der internationalen Klasse (P 10 203 R).

Begeisterte Aufnahme findet auch das Tango-Orchester des NDR unter Alfred Hause. Hauses Tango-Interpretation mit großem Streichersatz ist das A und O dieses beliebten Orchesters. In den vier argentinischen Tangos „Poema“, „Yira-Yira“, „Bandoneon-Arrabalero“ und „Rodriguez Pena“ wird das nochmals bestätigt (423 198 PE).

Walzerklänge

Wo getanzt wird, dürfen Walzerklänge nicht fehlen. Alle Freunde des Walzers werden sich von Béla Sanders und seinem großen Orchester immer gern bezaubern lassen (Ballsirenen — Hochzeit der Winde — Lustiges Wien — Walzerträume) (UX 4706). Flott sind auch die Walzermelodien, die Franz Mihalowicz und sein Orchester spielen. Der altbekannte „Gold und Silber-Walzer“, die beliebten „G'schichten aus dem Wienerwald“, der rhythmisch elegante Walzer „Wiener Blut“ sowie der schwungvolle Walzer „Wiener Bürger“ werden heute genau so gern getanzt wie zu Großvaters Zeiten (UX 4683).

Ganz anders dagegen interpretiert Helmut Zacharias den „Wiener Walzer“. Er läßt in einem für ihn typischen Geigensatz die Walzerweisen jubelnd aufklingen. Seine Art gefällt vielen Walzerfreunden, und auch Sie werden von seiner „Rosen aus dem Süden“- und „Ballsirenen“-Aufnahme begeistert sein (23 289).

Heiße Rhythmen können Sie mit dem Orchester Max Greger „Außer Rand und Band“ erleben. „Außer Rand und Band“ ist gleichzeitig der Titel einer 45er Langspielplatte, die eine Reihe bekannter und temperamentvoller Kompositionen aufweist. „Mambo Rock“, „See you later alligator“, „ABC-Boogie“, „Rock-A-Beatin Boogie“, „Shake, Rattle and Roll“, „Rock around the clock“. Mehr kann man nicht erwarten (23 336).

R. Thom

Unsere Jubilare im Januar

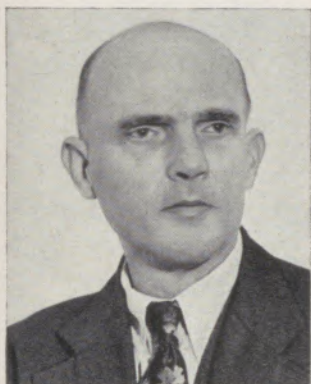
40 JAHRE MITARBEIT



Adolf Koch
Formermeister
in der Stahlformgiesserei
am 8. Januar 1957



Walter Steffens
Leiter der
Speditionsabteilung
am 15. Januar 1957



Paul Schmidt
Modellschreiner
in der Modellschreinerei Süd
am 15. Januar 1957



Walter Steinitz
Kolonnenführer
im Instandhaltungsbetrieb
am 22. Januar 1957

FAMILIENNACHRICHTEN

Wir gratulieren zur goldenen Hochzeit

Bernhard und Johanna Walaschkowski, Pensionär,
am 13. Januar 1957, in Leichlingen, Bremersheide 3

Ins Leben traten ein

Cornelia, Tochter von Gerhard Kösling, Formerei
Stachelhausen, am 20. November 1956
Brigitte, Tochter von Artur Suckau, Formerei Papen-
berg, am 22. November 1956
Axel, Sohn von Herbert Klüppelberg, Maschinen-
betrieb und Christel Klüppelberg, Büro Stachel-
hausen, am 25. November 1956

Regina, Tochter von Heinz Thun, Formerei Papenberg,
am 28. November 1956

Heidi, Tochter von Helmut van Fülpen, Schmelzerei
Stachelhausen, am 29. November 1956

Karl-Heinz, Sohn von Werner Bahr, Baubetrieb, am
2. Dezember 1956

Bärbel, Tochter von Waltraud Sill, Kernmacherei
Papenberg, am 2. Dezember 1956

Erika, Tochter von Andreas Weinstein, Maschinen-
halle Stachelhausen, am 10. Dezember 1956

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter

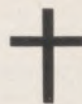
Gerhard Leider, Gießereiarbeiter, Gießerei Papen-
berg, am 18. Oktober 1956

Hugo Marian, Gießereiarbeiter, Formerei Papen-
berg, am 19. Oktober 1956

Irma Koppe, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am
19. Oktober 1956

Gerd Arndt, Lehrling, Lehrwerkstatt, am 19. Oktober 1956
 Claus Dietmar Lorenzen, Lehrling, Lehrwerkstatt, am 19. Oktober 1956
 Klaus Ziebell, Lehrling, Lehrwerkstatt, am 19. Oktober 1956
 Alfred Keim, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 22. Oktober 1956
 Elfriede Kryzanowski, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 22. Oktober 1956
 Werner Lüdorf, Schlosser, Modellschlosserei Stachelhausen, am 24. Oktober 1956
 Magdalene Maaß, Kernkontrolle, Kernmacherei Papenberg, am 25. Oktober 1956
 Rolf Schwulers, Sandaufbereiter, Kernmacherei Stachelhausen, am 26. Oktober 1956
 Siegfried Hammermeister, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 29. Oktober 1956
 Wolfgang Schorr, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 29. Oktober 1956
 Ernst J. Schwandrau, Gewindeschneider, Gewindeschneiderei Papenberg, am 29. Oktober 1956
 Kurt Jensen, Rohrleaser, Instandhaltungsbetrieb, am 29. Oktober 1956
 Horst Müller, Rohrleaser, Instandhaltungsbetrieb, am 29. Oktober 1956
 Wilfried Rehtanz, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 30. Oktober 1956
 Friedhof Donner, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 30. Oktober 1956
 Herbert Schütty, Gießereiarbeiter, Gießerei Stachelhausen, am 2. November 1956
 Hasso Pomplun, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 3. November 1956
 Helmut Quandt, Gewindeschneider, Gewindeschneiderei Papenberg, am 3. November 1956
 Horst Jonasson, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Lothar Bubbe, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Fritz Schuh, Kernmacher, Kernmacherei Stachelhausen, am 5. November 1956
 Karl Behrendt, Handformer, Formerei Stachelhausen, am 5. November 1956
 Hildegard Rohr, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am 5. November 1956
 Aenne Kniopina, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am 5. November 1956
 Rolf Grewsmühl, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Werner Schmüser, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Oskar Freer, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Heinz Hölzel, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 5. November 1956
 Kurt Seebothe, Lagerarbeiter, Rohlager Papenberg, am 6. November 1956
 Fernando Barroso, Putzereiarbeiter, Putzerei Stachelhausen, am 6. November 1956
 Hans J. Duda, Putzereiarbeiter, Putzerei Stachelhausen, am 6. November 1956
 Mathias Schmitt, Putzereiarbeiter, Putzerei Stachelhausen, am 6. November 1956
 Vera Kalder, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 6. November 1956
 Helga Sieper, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 6. November 1956
 Käthe Heimann, Kernmacherin, Kernmacherei Papenberg, am 12. November 1956
 Margot Striebeck, Kernmacherin, Kernmacherei Papenberg, am 12. November 1956
 Hanna Krämer, Kernmacherin, Kernmacherei Papenberg, am 12. November 1956
 Karl Goßmann, Gewindeschneider, Gewindeschneiderei Papenberg, am 13. November 1956
 Siegmund Hupa, Lagerarbeiter, Rohlager Papenberg, am 13. November 1956
 Claus Paas, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 15. November 1956
 Manfred Schmitz, Modellschlosser, Modellschlosserei Stachelhausen, am 15. November 1956
 Erich Bittmann, Autogenschweißer, Schweißerei Stachelhausen, am 14. November 1956
 Otto Habermann, Gußschleifer, Schleiferei Papenberg, am 14. November 1956
 Hermann Frowein, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 15. November 1956
 Horst Elster, Gießereiarbeiter, Kernmacherei Stachelhausen, am 16. November 1956
 Rosemarie Geiler, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 16. November 1956
 Otto Nern, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 17. November 1956
 Gerhard Jokeit, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 17. November 1956
 Paul Schmidt, Gießereiarbeiter, Gießerei Papenberg, am 19. November 1956
 Ursula Gimbel, Presserin, Fittingspresse Papenberg, am 19. November 1956
 Käthe Pavlovic, Presserin, Fittingspresse Papenberg, am 19. November 1956
 Marie Jakob, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 19. November 1956
 Peter Swolinsk, Hilfsarbeiter, Prüfstation Papenberg, am 20. November 1956
 Maraa Benninghoff, Fittinasprüferin, Prüfstation Papenberg, am 20. November 1956
 Sybilla Thiemichen, Prüferin, Verzinkerei Papenberg, am 22. November 1956
 Walter Schäfer, Maschinenformer, Formerei Papenberg, am 23. November 1956
 Ruth Zielke, Kernmacherin, Kernmacherei Stachelhausen, am 24. November 1956
 Erich Schiller, Modellschlosser, Modellschlosserei Stachelhausen, am 26. November 1956

WIR NAHMEN ABSCHIED VON



Luise Görtel	Pensionärin, 76 Jahre alt, am 15. November 1956
Albert Klocke	Pensionär, 80 Jahre alt, am 19. November 1956
Rudolf Knipping	Pensionär, 59 Jahre alt, am 21. November 1956
Birgit	Tochter von Hans Kostins, Putzerei Papenberg, 7 Monate alt, am 2. Dezember 1956



... und das
meint
Struppi

Liebe Freunde
in Betrieben
und Büros!

Fast ohne Übergang sind wir von Tagen höchster Angst und Sorge in die Zeit höchster Freude, der Weihnachtszeit, und in den Jahresschluß übergewechselt, und es ist wohl angebracht, neben dem Jubel, in den wir alle mehr oder weniger einstimmen und der uns fast ungebürlich umrauscht, uns auch unseres Daseins als einer Schicksalsgemeinschaft von Menschen zu erinnern, die auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind.

Unser Dasein ist nicht so fest gefügt, daß wir uns erlauben könnten, nicht auch das zu sehen und zu überdenken, was um uns herum geschieht, in der näheren und weiteren Umgebung. Wir werden uns fragen müssen, nachdem unser stürmischer Fortschritt einen solchen Schock erhalten hat, was wir im einzelnen tun können, jeder an seinem Platz und in seinem Bereich, um das Leben möglichst friedvoll zu gestalten. Alle Reden, mögen sie in diesen Tagen noch so rührend sein, nützen nichts und bleiben ohne Wirkung, wenn wir uns nur dem Augenblick hingeben und nicht auch an die Zeit vor- und nachher denken.

Wir haben wiederum ein Jahr schwerster Arbeit hinter uns, ob wir an der Maschine oder am Schreibtisch geschafft haben. Jeder hat sein Möglichstes getan, im einzelnen und im allgemeinen, um vorwärtszukommen, um sein Leben besser und angenehmer zu machen. Wir haben viel erreicht und keinen Grund zu großer Klage. In demselben Maße aber, in dem es uns besser geht, nur im umgekehrten Verhältnis — und das wird uns die Geschichte vielleicht einmal zum größten Vorwurf machen —, vergessen wir, trotz der beispiellosen guten Voraussetzungen, daß wir eine Schicksalsgemeinschaft sind. Wir haben das Wissen um den Menschen an sich verloren, um den Nachbarn, den Arbeitskameraden, den Alten, den Kranken, den Heimatlosen, das Wissen um die große Verlassenheit, die dann kommt, wenn

menschliches Denken und Fühlen vom technischen Fortschritt überdeckt werden, das Wissen um die Trostlosigkeit, wenn der eine sich nicht mehr um den anderen kümmert sondern nur sich selbst kennt, das Wissen um jene ewig gültige Ordnung, daß einer ohne den anderen nicht existieren kann und daß das Bewußtsein dieser Zusammengehörigkeit alles Geld und Gut der Welt aufwiegt. Wir sind auf dem besten Wege, einander vollends aus den Augen zu verlieren, weil uns das Fernsehprogramm wichtiger ist als die Not des Nebenmenschen.

Zu keiner Zeit des Jahres wie gerade in der Weihnachtszeit werden wir so daran erinnert, daß die Welt aus Menschen besteht, die nur dann glücklich sein können, wenn sie einander in Liebe und Verstehen zugetan sind. Es wäre nicht klug, würden wir dies in diesen Tagen, in denen die Welt sich angeblich brüderlich unter dem Lichterbaum vereint, nicht gebührend betrachteten. Auch der Geist — der Körper wird in diesen Festtagen mehr als genug des Guten genießen — braucht eine Stunde, in der er sich bewußt wird, daß eigentlich er die Welt verändert und das Zusammenleben der Menschen.

Diese Stunde wollen wir nicht verpassen. Überlegen wir, ob wir alles getan haben in den vergangenen Monaten, um dieses gemeinsame Schicksal zum Guten mit beeinflussen zu helfen, ob wir nicht im Gegenteil durch manche lieblose Tat, durch manches häßliche Wort, durch manche Unredlichkeit, durch manche Pflichtvergessenheit, unser Zusammenleben erschwert haben, ob wir nicht jemanden, der von uns Hilfe erwartete, im Stich gelassen und ihm dadurch den Glauben an die Menschen genommen haben. Es lohnt, darüber nachzudenken, denn die vor uns liegenden Monate werden uns vor dieselben Aufgaben stellen.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß mit stei-

gendem technischen Fortschritt das Verantwortungsgefühl des einzelnen für unser gemeinsames Schicksal zunimmt, und es dürfte nicht so sein, daß die äußeren Ansprüche an das Leben wachsen, die Ansprüche des Geistes und der Seele aber abnehmen. Je mehr wir uns in diesen Tagen mit den Notwendigkeiten menschlichen Daseins befassen, umso eher und besser werden wir die Prüfungen bestehen, vor die wir noch gestellt werden.

Darum wollen wir diese Stunde, die uns das Weihnachtsfest schenkt, nutzen und uns überlegen, wie wir in Zukunft mehr als bisher auch im Arbeitskameraden den Bruder sehen wollen, der auf dieselbe Weise das Schicksal meistern muß, und daß wir es umso leichter meistern, je mehr wir einander dabei helfen.

Das Wesen der Weihnacht ist, uns zur Besinnung zu bringen, daß wir Menschen sind, mit der nur ihnen eigenen schönen Eigenschaft, für einander leben zu können. Lassen wir uns in diesen Tagen nicht allzusehr vom Jubel und Trubel einfangen. Die große Welt, von der wir abhängig sind, sieht so aus, wie jeder einzelne seine kleine Welt gestaltet; so, wie jeder Weihnachten feiern und ins neue Jahr hinübergehen wird, wird sie in Zukunft aussehen, für uns im einzelnen und im allgemeinen.

In diesem Sinne wünsche ich Euch allen recht frohe und angenehme Weihnachtstage und ein gutes Jahr für uns alle und jeden von uns und bleibe mit den herzlichsten Grüßen

Euer *Struppi*

Für unsere Frauen

Weihnachten überall

Wenn wir in diesen Tagen vor dem Fest der Feste unsere Vorbereitungen treffen, der Schnee in weichen Flöcken vom Himmel fällt, und wir dann Weihnachten feiern, kommt uns vielleicht der Gedanke, wie es wohl in anderen Ländern sein mag zu dieser Zeit. Ob es da wohl auch ein Weihnachtsfest gibt? Ob man unter Palmen und bei herrlichem Sonnenschein im warmen Klima Weihnachten ebenso begeht wie bei uns?

Nun — andere Länder, andere Sitten; aber zur selben Zeit, in der wir das weihnachtliche Fest begehen, feiern auch in anderen Ländern, sogar in den entferntesten, die Menschen die Stille Heilige Nacht. In

Südamerika

gibt es am 25. Dezember zum Frühstück einen festlichen Schmaus. Kleine

Geschenke werden verteilt, vor allen Dingen an die Kinder. Später reitet man zur Jagd. Die eingeborenen Indianerstämme, die bereits die christliche Religion angenommen haben, spielen ihre Instrumente, singen und tanzen. Wenn es Abend wird, erstrahlen überall die Kerzen und man hört Weihnachtslieder. Einen Weihnachtsbaum kennt man dort nicht, wohl aber werden vor dem Bilde der Madonna viele Kerzen entzündet. Auch in

Mexiko

ist Weihnachten ein Volksfest. Volkstänze werden zum Klang der Tamburins getanzt und die Gitarren erklingen. Am Strand des südlichen

Nordamerika

ist es nicht selten, daß der Nikolaus oder „Santa Claus“, wie er dort genannt wird,

auf Wasserskiern angefahren kommt. Die Kinderschar in ihren farbigen Badeanzügen erwartet ihn, der seine Geschenke an sie verteilt; aber dort, wie überall in Amerika ist auch schon der Weihnachtsbaum bekannt, unter dem man sich zu besinnlicher Stunde am 25. Dezember zusammenfindet. Daß es an einem reichlichen und guten Essen nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. In

Afrika

wird das Fest in den verschiedenen Gebieten verschieden begangen. Es richtet sich danach, aus welchem Lande die Einwanderer gekommen sind. Im tropischen Afrika vermißt man den Weihnachtsbaum sehr; nur die Kasuarine, ein Nadelbaum, dient manchmal dazu, den Baum zu ersetzen. Aber auch sie kommt nicht überall vor. Mit den Kerzen ist es in der wärmsten Zeit in Afrika auch eine eigene Sache: sie verlieren durch die äußere und auch durch die eigene Wärme ihren Halt und lösen sich langsam auf. In den christlichen Missionsstationen wird den Schwarzen ebenfalls das Weihnachtsfest bereitet. Kleine Gaben und ein gutes Essen heben den Weihnachtstag aus der Reihe der anderen Festtage hervor. In

Italien

trifft man wohl im Straßenbild auf den einen oder anderen Weihnachtsbaum, aber der Weihnachtsmann ist kaum bekannt. Dafür stellen genau wie in

Frankreich, Spanien und Portugal

die Kinder ihre Schuhe in den Kamin, in den das Christkind oder der Père Noel die Geschenke legt. Meist können die Schuhe die Gaben nicht fassen, so daß sie bis weit in den Kamin hinauf sichtbar aufgehängt werden. Bei den Portugiesen und Spaniern wird das Fest auch mit Volkstänzen und viel Musik gefeiert, Feuerwerkskörper werden abgebrannt und es geht hoch her. Gefeiert wird bis zum Heiligen Dreikönigstag; mit diesem beginnt dann die Karnevalszeit. Dadurch, daß wir Europäer uns untereinander besser kennenlernten, kam auch manches von unseren Bräuchen in die südlichen Länder, und der Spanier sowohl als auch der Portugiese schmücken zum Fest gern die Tanne.

England

hat am 25. Dezember seine Weihnachts-Familienfeier: früh am Morgen werden die Kleinen beschert. Zum Mittagessen gibt es den traditionellen Truthahn, der Wochen vorher zu Tausenden auch in die Kolonien verschickt wurde, und den Plumpudding, der brennend aufgetragen wird. Überall erklingen „Christmas-Carols“ englische Weihnachtslieder. Tannengrün, Stechpalmenzweige, und vor allem die Mistel dürfen nicht fehlen, die meist im Türrahmen hängend anzutreffen ist. Es ist Brauch, daß man ein weibliches Wesen, das man unter dem „mistletoe“ antrifft, ungestraft küssen darf. — Am nächsten Tage werden kleine Weihnachtspäckchen an die Hausangestellten, an die Briefträger, die Milchmädchen und Bäckerjungen verteilt, die sich während des Jahres durch ihre guten und treuen Dienste ein Anrecht auf eine kleine Gabe erworben haben. Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr wird für große gesellschaftliche Veranstaltungen benutzt. Die nordischen Länder,

Norwegen und Schweden

haben wieder andere Weihnachtsbräuche. An hölzerne Jul-Böcke, Ziegenböcke aus Stroh, werden die Geschenke gehängt. Auch der „Julklapp“ ist dort üblich: alle Geschenke für eine Familie werden einzeln viele Male verpackt und der Weihnachtsmann bringt das zu einem großen Paket verschürte „Etwas“, eben den Julklapp, aus dem sich jeder das mit seinem Namen bezeichnete Geschenk heraussucht. Überall gibt es Weihnachtsbäume, und erleuchtete Weihnachtssterne hängen in allen Fenstern. Man hat auch die Vögel nicht vergessen und hat in Bäumen und an Zäunen Garben aufgehängt, damit die kleinen gefiederten Sänger nicht zu hungern brauchen.

Wohin man zu dieser Zeit auch schaut, überall wird Gutes getan und Freude bereitet, und man meint, es wäre doch so leicht, auf dieser weihnachtlichen Brücke eine Verständigung mit allen Menschen und Völkern zu finden.

Vor allem aber ist es allüberall die Frau, ist es ihr Herz und sind es ihre Hände, die sorgend und schenkend Wärme und Wohlbefinden verbreiten und Weihnachten zu dem machen, was es sein soll: zum Fest der Liebe. cg.

Der Honsberger Kindergarten
am Nikolaustag
bei unserer Geschäftsleitung



Das Märchen von der Christrose



Vor vielen tausend Jahren, als eben die Welt erschaffen war und nun herrlich und farbenprächtigt im Sonnenschein dalag, stand zwischen anderen bunten Blumen, ganz nahe der Erde auf einem Kranz grüner Blätter, eine kleine zartrosa Blüte. Ringsherum dufteten die herrlichsten roten und gelben Rosen, Nelken in allen Farben sah man, der tiefblaue Rittersporn richtete sich stolz in die Höhe, eine ganze Gesellschaft buntfarbener Stiefmütterchen hob ihre kleinen Blumengesichter in die Höhe, ja selbst das treuherzige blaue Veilchen strömte seinen feinen zarten Duft aus. Die kleine weiße Blüte aber wurde von niemanden beachtet und war doch so zierlich und lieblich anzuschauen. Sie wurde von Tag zu Tag trauriger, und als eines Abends eine kleine Schwalbe in ihrer Nähe saß, klagte sie dieser ihren Kummer: „Wäre ich doch weit fort von hier, ganz allein irgendwo, wo die Sonne nur für mich scheint, wo alle die anderen Blumen nicht hinkönnen, alle die anderen, die so stolz und unnahbar sind und so ganz anders als ich.“

Da meinte das Schwälbchen nach einigem Überlegen, denn dieser Wunsch war schwer zu erfüllen und wollte gut bedacht sein:

„Bald reise ich in ein fernes, heißes Land, wo die Sonne immer scheint, wo es kaum Blumen gibt, kaum, nein überhaupt keine habe ich dort gesehen. Ich will dich mitnehmen, wenn du die weite Reise nicht scheust; aber es geht über das Meer und du darfst nicht schwindelig werden, sonst muß ich dich fallen lassen und du ertrinkst. Überlege es dir gut.“

Am nächsten Tage konnte die kleine Blume die Ankunft des Schwälbchens kaum noch erwarten und war ganz aufgeregt.

„Ja, ich will, bitte, nimm mich mit auf die Reise; ich möchte gern dorthin, wo es keine anderen Blumen gibt.“

Sachte zog das Blümchen seine zarten Würzelchen aus der Erde, das Schwälbchen nahm es behutsam in seinen Schnabel und erhob sich in die Lüfte. Wenn es sich während der weiten Reise ausruhte, dann ließ es sich immer an einem Bach nieder, damit die kleine Blume sich erfrischen konnte.

So kamen sie nach Afrika, dorthin, wo die endlose Wüste beginnt, die wir heute Sahara nennen. Ganz müde und matt war die kleine Blume inzwischen geworden, aber sie war glücklich, endlich am Ziel ihrer Wünsche und der Reise zu sein. Es dankte dem Schwälbchen, das versprach, es wieder zu besuchen, wenn es nach Norden flöge.

Ihr könnt euch nun aber gar nicht vorstellen, wie entsetzlich heiß es dort war! Jedenfalls hatte unser kleines Blümchen es sich nicht im entferntesten so gedacht. Gewiß, es war hier ganz allein, viel zu allein, denn hier war niemand, der sich um es kümmerte. Eine glühende Sonne dörnte das Blümchen aus und nachts war es sehr kalt und ein böser Wind zerzte an seinem weißen Kleidchen mit dem zartrosa Leuchten, das bald erlosch — wie rote Bäckchen kleiner Kinder blaß werden, wenn sie nicht richtig gesund sind —, und sehnsüchtig wartete unser Blümchen auf die Schwalbe.

Sie kam schneller als erwartet wieder und war ganz traurig, als sie die kleine verkümmerte Pflanze sah, die sich nur eben noch am Leben hielt.

„Nimm mich mit, bitte, nimm mich wieder mit, liebe Schwalbe“, flehte die kleine Blume, „ich kann hier nicht leben, es ist zu heiß hier und es gibt hier gar keine Menschen. Niemand beachtet mich.“

„Nun“, meinte gutmütig das Schwälbchen, „es ist zwar nicht so einfach für mich, dich wieder zu tragen, aber hier gehst du ein, das sehe ich selbst, hier kannst du nicht bleiben. Aber ob ich dich den ganzen Weg über tragen kann — ich weiß es nicht. Du entsinnst dich, es geht über ein hohes Gebirge mit Eis und Schnee, und der Flug ist sehr beschwerlich.“

So machten sich die beiden wieder auf die Reise, flogen fort aus dem heißen

Land, flogen weit übers Meer, und schon kamen die hohen Gebirge, die Alpen in Sicht. Schnee lag noch auf den höchsten Gipfeln, und die Gletscher glänzten im Sonnenschein. Bittend hob das Blümchen seine zarten mageren Ärmchen zu dem Schwälbchen: „Ach, laß mich doch hier, laß mich hier, wo der weiße kühle Schnee liegt und doch die Sonne scheint, laß mich hier und ich will dir immer dankbar sein.“

Gern legte das Schwälbchen seine leichte Last mitten in den Schnee, der auf einer grünen Alpenwiese lag und verabschiedete sich. Das Blümchen winkte der kleinen Reisenden noch einen Abschiedsgruß und schlief erst einmal ein. Am nächsten Tage merkte es beim Aufwachen, daß sich seine Würzelchen bereits in die Erde gesenkt hatten. Die Sonne schien, der kühle Schnee tat ihm so wohl und es reckte und streckte sich so recht wohlig. Edelweiß und Alpenrose und der blaue Enzian waren seine Gefährten.

Als der Winter kam und ringsherum keine Blüte mehr zu sehen war, da meinte das zarte Blümchen, es müßte seinem Schicksal dankbar sein, daß es durch das Schwälbchen einen so wunderschönen Platz zum Leben gefunden habe, und es entfaltete erst zaghaft eine und dann immer mehr seiner entzückenden weißen und zartrosa Blüten. Gerade in der Weihnachtszeit fanden die Menschen sie im Schnee und nannten sie Christrose, weil sie zum Christfest blühte. Sie nahmen sie mit in ihre Gärten und pflegten sie und gaben ihr einen besonders schönen Platz: und siehe da: als es wieder Weihnachten wurde, blühte das liebliche Blumenwunder mitten im Schnee. Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen: sein Blühen war etwas ganz Besonderes, ganz allein leuchtete sie und wurde von den Menschen bewundert.

Wollt ihr nun wissen, wer mir das Märchen erzählt hat? Es war die Ur-Ur-Ur-Urenkelin jenes Schwälbchens, das das Blümchen, das wir jetzt Christrose nennen, zu uns brachte, und die mußte es ja wissen.

Wir aber können daraus lernen, daß man seine Wünsche besser erst gründlich überlegt, ehe man sie verwirklicht, denn nicht immer läßt sich die Erfüllung eines törichten Wunsches wieder rückgängig machen.

cg.

Weihnacht

Wieder steigt die Nacht der Weihe
aus dem Schoß der Erdenzeit;
wieder rüstet sich aufs neue
zu dem Fest die Christenheit.

Wieder strahlen hell die Kerzen
an dem grünen Tannenbaum,
und viel tausend Kinderherzen
können es erwarten kaum.

In den Häusern geht die Liebe
vorbereitend aus und ein,
um mit Gaben und Geschenken
ihre Lieben zu erfreu'n.

Was an heimlich stillen Freuden
uns die Weihenacht beschert,
macht uns, Christfest, dein Erscheinen
doppelt süß und liebenswert.

Fest der Liebe, Fest der Freuden
mach' die Weihnachtsbotschaft wahr
laß die Friedensglocken läuten,
Friede jetzt und immerdar.

Philippine Cron

Der kleine Mahner

Es war am späten Nachmittag des 24. Dezember. Der Himmel war grau und diesig. Vom Himmel fiel graupelnder Schnee. Ein kalter Wind fegte um die Häuserecke und trieb die wenigen Menschen, die sich auf der Straße befanden, in ihre warmen Behausungen zurück.

Herr Lehmann machte im Wohnzimmer den Weihnachtsbaum zurecht. Diese Arbeit machte ihm Spaß. Er freute sich auf den Heiligen Abend und auf die Augen seines Peterle, wenn der den Weihnachtsbaum sieht mit den vielen hellen Kerzen und dem schimmernden Schmuck in den Tannenzweigen. Dann war noch die schöne Eisenbahn, der Baukasten, das Malbuch. Weihnachtszeit — fröhliche Zeit.

Feierlich setzte Herr Lehmann die Lichthalter auf. Bei dieser traulichen Beschäftigung labte er sich ab und zu aus einem

Flaschen, welches er danach scheu hinter einem Karton mit Kerzen verbarg. Der Labetrunk tat ihm gut und stimmte ihn heiter.

Da pochten mit einem Male dumpfe Schläge durch das Haus. Herr Lehmann ließ sich nicht stören. Aus der Küche aber kam seine Frau herbei.

„Hör dir das an, Adolf! Wer hat denn am Heiligen Abend noch im Keller zu tun? Das ist doch eine Rücksichtslosigkeit sondersgleichen!“

„Reg' dich nicht auf, Mathilde“, sagte Herr Lehmann gemütlich. „Ich glaube, das ist nur der Opa. Du weißt doch, daß er immer etwas herumkrosen muß.“

Frau Lehmann schüttelte ärgerlich den Kopf und ging in ihre Küche zurück.

Der Opa war tatsächlich im Keller. Er hackte nur etwas Holz. Was sollte er auch sonst tun? Man fragte ja nicht viel nach ihm. Jeder war mit sich selbst beschäftigt und hatte keine Zeit für einen alten Mann. Opa war schon hoch in den Siebzigern. Vor einigen Jahren war seine gute Frau gestorben. Nun wohnte er bei seinem Sohn. Man hatte dem alten Mann ein kleines Zimmer zugewiesen, ganz nach hinten hinaus. Da lebte er still und zurückgezogen sein kleines, bescheidenes Rentnerleben. Er war nicht mehr viel mit den anderen zusammen. Die Schwiegertochter war eine tüchtige Hausfrau, o ja, aber er scheute sie, denn sie hatte eigentlich immer und überall an ihm etwas auszusetzen. Stets war sie in Angst, ob er ihr nicht etwa den neuen Haargarnteppich mit seiner Pfeifenasche verschmutze. Sie konnte ihn vorwurfsvoll anschauen, wenn er bei einer heiteren Sendung des Rundfunks von seinem Husten gequält wurde. Ach, er fühlte sich überall im Wege. Man brauchte ihn ja nirgends mehr. Er war alt und verbraucht und zu nichts mehr nütze. Peterle aber war seine ganze Freude. Oft saß der kleine Kerl bei seinem Opa und ließ sich von ihm Märchen erzählen. Peterle war dann ganz still und machte große, blaue Wunderaugen.

Heute aber war Peterle nicht bei ihm. Daher wußte Opa mit seiner Zeit nichts Besseres anzufangen — und so hackte er eben Holz im Keller.

Als es dunkel wurde, ging er in sein kleines Zimmer zurück. Sein altes Herz war

traurig. Er fühlte seine Einsamkeit heute mehr denn je.

Draußen läuteten die Glocken der Suitbertuskirche den Heiligen Abend ein. Im Wohnzimmer der Familie wurde eine kleine, silberne Glocke geläutet. Der alte Mann hörte sie. Er lächelte wehmütig, als er den Jubel Peterles vernahm, der nun die ganze Weihnachtsherrlichkeit sah. Früher hatte der alte Mann seinem Jungen ebenfalls einen Gabentisch gerichtet und sich an dem Jubel des Kindes gefreut. Das war schon lange her, ach ja. Drüben im Weihnachtszimmer beschenken sich Vater und Mutter gegenseitig. Die Bescherung war in vollem Gange. An den alten Mann im hinteren Zimmer dachte man nicht. Eifrig zog Peterle seine neue Eisenbahn auf und ließ den hübschen, bunten Krän Lasten schleppen. Er hatte vom Spiel rote Wangen bekommen.

Mit einem Male verhielt er. Seine Augen suchten herum. Eine kleine Falte stand ihm über der Nasenwurzel.

„Vati, wirst du auch einmal allein sein, wenn du alt geworden bist und das Christkind kommt?“

Der Kleine schaute die Eltern ernst und eindringlich an. Herr Lehmann rückte befremdet an seiner Krawatte. Er räusperte sich verlegen.

Die Frau hielt den Blick gesenkt. Sie war rot geworden und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Da stand der Mann auf und ging hinaus.

Er öffnete die Türe zum hinteren Zimmer. Da saß sein Vater im Lehnstuhl und war allein.

„Komm doch zu uns, Vater. Wir warten alle auf dich. Es ist doch Heilig Abend.“

Der Sohn schluckte. Irgendein Kloß saß ihm im Halse. Der alte Mann aber schaute seinen Sohn ungläubig an. Er sagte kein Wort, aber um seine welken Lippen zuckte es. Der aber nahm seinen Vater bei der Hand und führte ihn ins Weihnachtszimmer. Da war es warm und hell. Es war, als brannten die Kerzen noch einmal so feierlich. Ihr leuchtender Schein spiegelte sich in den Augen des alten Mannes. Peterle schmiegte sich zutraulich an sein Knie.

„Das Christkind war da“, sagte das Kind. Der alte Mann nickte langsam. „Ich weiß, mein Junge — es ist doch Weihnacht.“

Werner H. Gapert

*Auf eines Herzschlags Länge scheint's, als halten
die Menschen auf der Welt den Atem an,
denn aus der Zeiten Schoß, dem ewig alten,
ringt sich ein neues Jahr und will bergan.*

*Doch voll Vertrauen auf den Stern, der uns geleitet,
gehn wir dem neuen Jahr entgegen, blicken nicht zurück,
denn durch die Liebe, die der Menschen Weg begleitet,
wird es uns Freude bringen, Freud' und Glück.*



O du fröhliche . . .

Trübsinnig startete der junge Kunstmaler Richard Schönberg auf die herrlichen Auslagen. Da lagen die Ohrringe und das Armband, Inges heimlicher Wunsch zu ihrer Korallenkette. Erbittert dachte er über das Leben im allgemeinen und die Kunst im besonderen nach. Kunst als Genuß ist nur etwas für reiche Leute mit dicken Brieftaschen. Ihr dienen bedeutete, ein Sklavendasein führen und unter Beherrschung der vollendetsten Yogakunst sich durchhungen, philosophierte er.

Er klimperte ärgerlich mit den paar Mark in seiner Tasche und trabte unwillig davon. Für eine Flasche Wein und einen kleinen Karton Weinbrandbohnen, sein Standardgeschenk für Inge — davon profitierte er jedesmal nicht schlecht — würde es ja noch reichen.

Heute war Heiliger Abend, der erste, den sie gemeinsam verlebten. Bald war Ladenschluß. Richard achtete nicht der weihnachtlichen Auslagen und der grellen kitschigen Straßenbeleuchtung. Plötzlich rannte er los. Der rettende Gedanke war ihm gekommen.

Zur gleichen Zeit stand Inge, seine junge Frau, vor dem Schaufenster der größten Buchhandlung und schaute auf das Werk über moderne Malerei, von dem Richard behauptete, es fehle ihm wie das Salz auf's Brot, und wenn er das hätte, dann, ja dann . . . Was dann wäre, ließ er stets offen, und Inge wußte nicht, ob darin das Rezept stand, wie man ein zweiter Picasso würde, oder ob es das letzte Geheimnis der Malerei schlechthin sei. Sie schüttelte ihre kleine Geldbörse, in der es kläglich klimperte. Für Zigaretten und eine Krawatte, ihr Standardgeschenk für Richard, reichte es gerade noch.

Plötzlich hastete sie davon; sie hatte eine Idee.

Der alte Pfandleiher — Antiquitäten- und Kunstladenbesitzer Ehrlich betrachtete liebevoll eine alte geschnitzte gotische Madonna. Die Nickelbrille saß ihm tief auf der Nase, als ein junger Mann, ein dickes Paket unter dem Arm, hereinstürzte. Das Geschäft war rasch getätigt und der junge Mann rannte noch eiliger von dannen. Die Ladenglocke hatte sich noch nicht beruhigt, da schrillte sie wieder auf und herein stol-

perte atemlos eine junge Frau, ein kleines Päckchen in der Hand. Alles wickelte sich so rasch wie eben ab und die Ladenglocke, noch nie so schnell und so heftig aus ihrer Ruhe gebracht, bimmelte lange aufgeregt.

In der Wohnung des Kunstmalers Schönberg ging es hoch her. Beim Schmücken des kleinen Weihnachtsbaumes sang er herrlich falsch, dafür aber umso inniger und lauter alle Weihnachtslieder, die ihm einfielen. Als Vorschuß auf die Festesfreude hatte er schon eine Flasche Wein geöffnet und stärkte seine rauhe Sängerkehle. Auch seine Inge beteiligte sich nicht nur beim Baumschmücken und Singen; sie stiebitzte ihm oft das Glas und ihre Augen funkelten ihn selig an.

Endlich war es soweit. Inge hatte ihr schönstes Kleid an, und Richard stand feierlich in seinem schwarzen Anzug vor dem brennenden Baum, als sie sich die Geschenke überreichten. Doch der beiderseitig erwartete Jubel blieb aus. Richard, das Werk über moderne Malerei in seiner Hand, das er so notwendig wie Salz brauchte, sah entgeistert zu der breiten Lücke in seinem Bücherregal hin. Inge betrachtete bedrückt die Ohrringe und das herrliche Armband, während ihre rechte unwillkürlich suchend an den Hals griff. So standen sie wie zwei kleine enttäuschte Kinder, bereit, jeden Moment loszuweinen. Dann brach es durch. Beseligt lagen sie sich in den Armen, denn jeder hatte sein Liebstes geopfert, um dem anderen eine Freude zu machen.

Zaghafte Klingeln riß sie auseinander. Richard öffnete ärgerlich. In der Tür stand schüchtern, beladen mit Paketen, der alte Pfandleih-Antiquitäten- und Kunstladeninhaber Ehrlich. Die alte Nickelbrille rutschte ihm fast von der Nase, als er vorsichtig hereintrippelte. Er überreichte Richard ein dickes Paket und Inge ein kleines Päckchen. „Weil ich halt niemand hab“, murmelte er entschuldigend, „wollt ich Ihnen eine kleine Weihnachtsfreude machen.“

„O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit.“ Richard wollte es nicht glauben. In seinen Händen hielt er den Schulschein und seine Bücher. Inge schaute entgeistert auf ihre Korallenkette und den alten Ehrlich, der beglückt schmunzelnd abseits stand. Der kleine weiße Schein war aus ihrer zitternden Hand zu Boden geflattert.

NEUJAHRS- BETRACHTUNGEN

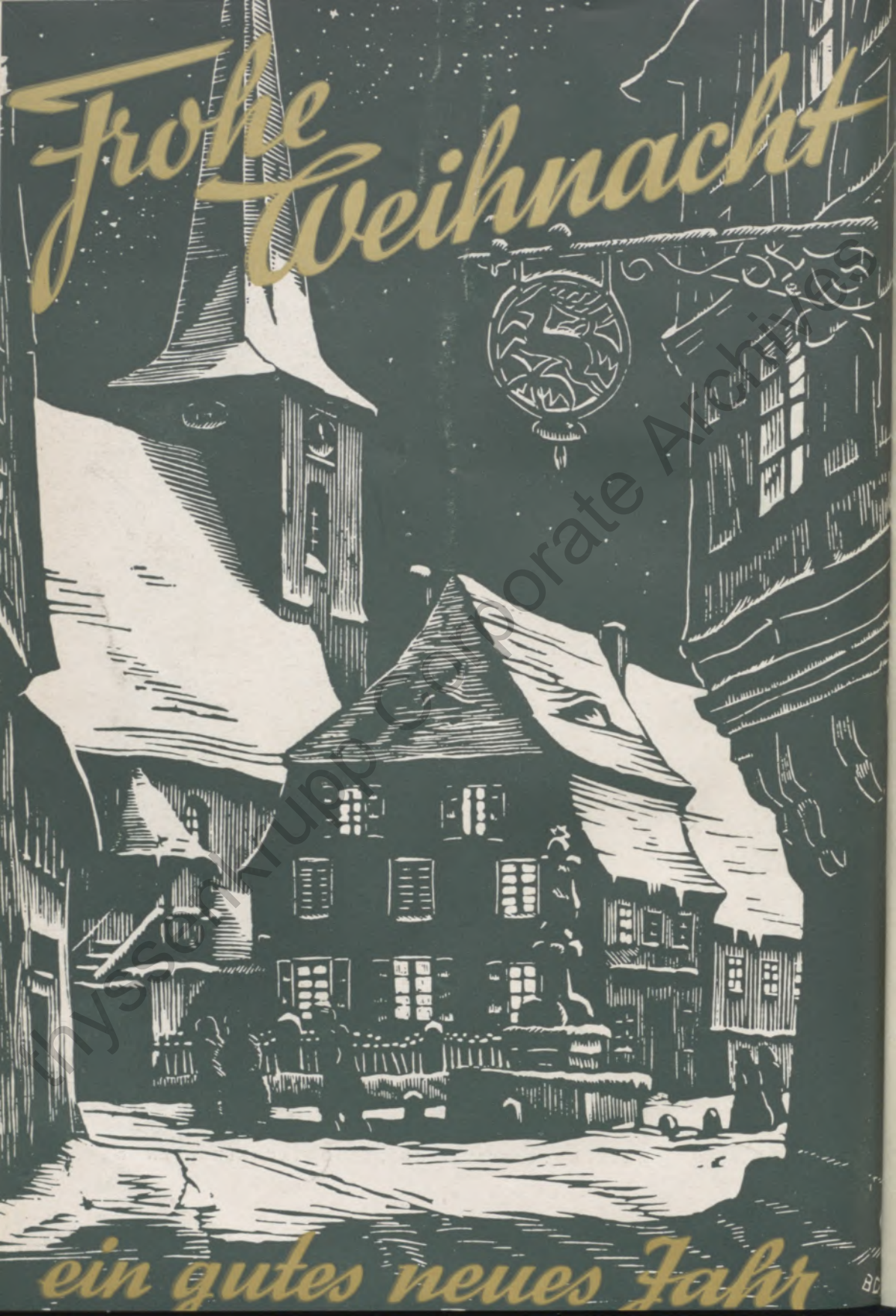


Das alte Jahr ist nun vergangen -
du hast gescherzt, geliebt, gelacht -
du hast geweint, die Tränen rannen -
und hast auch manchen Streich gemacht.

Jetzt willst du vieles besser machen -
es soll nun manches schöner sein -
das Glück - es soll dir endlich lachen -
das Lotto lockt mit goldenem Schein.

Ein Jahr vorbei nun - du erkennst -
es wird allmählich dir jetzt klar -
wenn du es still für dich bedenkst -
daß dies die einzige Rücklage war.

Doch - fasse Mut! Es kommt hienieden
stets so, wie's gerade kommen muß -
sei stets bescheiden und zufrieden -
du sparst dir Ärger und Verdruß!



*Frohe
Weihnacht*

ein gutes neues Jahr